Omars Lehren,

Hofrath v. Eckartshausen's

Schriften.

Neunzehnter Band.

Omars Lehren,

oder

Biographien zur Menschenkenntniß.

Ein Buch für die Welt, wie sie ist, nicht wie sie seyn soll.

I. Theil.

Licka: oder man beurtheilt die Menschen falsch, wenn man jeden nach seinem guten Herzen beurtheilt.

Sophie Lauber: oder man findet oft ein gutes Mädchen, wo man sie nicht zu finden glaubt.

Geschichte des Ferdinand R. oder: es ist immer gefährlich, den Leidenschaften der Großen zu schmeicheln.

Der Fähnrich und der Greis.

Anna Rainhardt

Wien, 1831.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Universitäts-Buchhändler.

La(b) 211 - 19/20

11941743

Passau

1998/411

Omars Lehren,

oder

Biographien zur Menschenkenntniß.

Erster Theil.

System des ganzen Bandes.

Charaktere und Grundsätze.

1. Einleitung zu den Erzählungen, und Beweise, wie der Mensch aus Mangel an Weltkenntniß unglücklich wird. Beyspiele aus Charakteren. Grundsätze, Ursachen, Folgerungen. Regeln der Klugheit.

2. Vortheile des geselligen Lebens nach Wenzels philosophischen Werken. Nothwendigkeit der Klugheit im gesellschaftlichen Leben.

3. Von dem Umgange mit den Menschen. Von der Nothwendigkeit des Studiums ihrer Temperamente. Der Sanguinische, der Cholerische, der Phlegmatische, der Melancholische, geschildert aus Wenzels Grundsätzen.

Diese Grundsätze benutzt in Erzählungen.

Inhalt.

1. Licka: oder man beurtheilt die Menschen falsch, wenn man jeden nach seinem guten Herzen beurtheilt.

2. Sophie Lauber: oder man findet oft ein gutes Mädchen, wo man sie nicht zu finden glaubt.

3. Geschichte des Ferdinand R. oder: es ist immer gefährlich, den Leidenschaften der Großen zu schmeicheln.

4. Der Fähnrich und der Greis.

Anwendungen.

Zu Licka's Geschichte. Charakter des wahren Wollüstlings. Kennzeichen des Wollüstlings. Grundregeln in Rücksicht dieses Charakters. Beweggründe, den Wollüstling zu fliehen. Coquetterie, was sie sey, worin sie liege. Folgerungen aus der Coquetterie gezogen. Warnungen für junge, romanhafte Leute.

Zu Sophie Lauber und Ferdinand R. Lehre, wie man mit rohen Menschen umgehen soll. Charakter eines solchen Menschen in dem Schloßwächter zu N. Charakter eines guten Mädchens in Sophien. Charakter eines reichen, ungebildeten Menschen. Warum reiche, ungebildete Menschen selten Mitleid fühlen. Ursachen hiervon. Die Güte aus Stolz, die Großmuth aus Hoffarth, und die Menschenfreundlichkeit aus Schwachheit. Grundsätze, wie man solche Menschen behandeln soll. Wahre Politik, wie man mit Großen und Reichen umgehen muß. Niederträchtigkeit der Schmeicheley; böse Folgen; edler Anstand ohne Erniedrigung; Höflichkeit ohne Schmeicheley.

Omar lernte die Menschen und die Welt kennen. Er war einst am Hofe, begleitete dort eine ansehnliche Stelle, und studierte die Menschen aus Erfahrungen. Müde der eingebildeten Größe, verließ er seine Ehrenstellen, und entschloß sich nach den canarischen Inseln zu schiffen, um dort im stillen Genusse der Freuden der Natur seine Tage zu enden. Er setzte sich mit seiner Tochter Rosalka, einemliebenswürdigen Mädchen, zu Schiffe; allein ein Sturm vereitelte seine Absicht. Omars Schiff scheiterte, und er ward nebst seiner Tochter, welche die Vorsicht zu seiner Erhaltung rettete, in ein abgelegenes Eiland geworfen, wo er nach fünf Jahren sein Leben schloß.

Unglücklich war Omar nicht, denn er hatte es bereits dahin gebracht, das Glück in seinem Herzen zu finden. Am Ufer des Meeres war seine Hütte gebaut, und Olivenbäume umschatteten sie. Da saß er täglich mit seiner Tochter, übersah die unermessene Fläche des Meeres, und erzählte ihr den langen Tag über, wie die Menschen sind, und was er erfuhr. Sorgfältig zeich-

nete das gute Mädchen auf Baumrinden seine Worte, und manche sanfte Thräne netzte das Blatt, worauf sie selbe zeichnete.

Nach fünf Jahren, die Omar und Rosalka auf diesem Eilande verlebten, landete ein spanisches Schiff. Ein edler Jüngling sah Rosalka, liebte das Mädchen, und begehrte es zum Weib. Omar gab sie ihm, und unter freyem Himmel ward das Band der Liebe geschlossen. Omar war glücklich, seine Tochter noch vor seinem Tode versorgt und gerettet zu sehen; aber sein vor Alter zu schwaches Herz konnte die Heftigkeit der Freude nicht mehr ertragen. Er starb noch auf der Insel in den Armen seiner Tochter und seines Schwiegersohnes. Die Thränen, die Rosalka über den Tod ihres Vaters weinte, trocknete die Liebe ihres Gatten von den rosigen Wangen. Er verließ mit Rosalka diesen traurigen Ort, und kam glücklich nach Madrid, wo er die seligsten Tage an der Seite seiner Gattin verlebte. Rosalka's Brautschatz waren Omar's Lehren und Erzählungen, die hier folgen.

Je mehr man sich und die Welt kennen lernt, desto mehr führt uns diese Kenntniß zur Natur und zum Schöpfer zurück. Wohlthätig ist die Erfahrung; wenn sie auch mit Bitterkeit unsere Herzen tränkt, so gibt sie uns doch oft manche lohnende Stunde.

Leiden muß der, dem die Natur ein empfindsames Herz gab, wenn er sich aus dem geträumten Paradiese seiner Glückseligkeit, aus seiner Engelswelt unter schwache Menschen versetzt findet, die die Macht der Leidenschaften regiert; wovon die Meisten die Diener ihrer Selbstliebe sind; allein nur stufenweise führt die Vorsicht den Menschen zu wahren Kenntnissen, und sie bestimmt die Erfahrung zu unserer Führerin. Diese Erfahrung führt uns von den Irrwegen unsrer Träumereyen zurück, und lehrt uns durch Wahrheit Menschen und Welt kennen, wie sie sind, nicht wie wir sie uns einbilden.

Aufmerksam auf mein eigenes Herz, auf den Gang meiner Ideen, will ich meine Fehler, meine Thorheiten und meine Irrthümer aufzeichnen — was ich sah, was ich bemerkte, was ich sammelte. Ich habe mich bemüht, mit Kaltblütigkeit meinen und Anderer Charakter zu studieren; belauschte mein eignes Herz und die Herzen Anderer in verschiedenen Lagen, Umständen und Stellen; zeichnete Alles sorgfältig auf, und zog Grundsätze aus wahren Erfahrungen.

Als ich in die Welt trat, träumte ich mir ein Elisium, und meine ganz überspannte Einbildungskraft ließ nichts als vollkommene Wesen herumwandeln; aber bald sah ich, daß ich mich betrogen, und der entsetzliche Abstand der Wesenheit von der Einbildung brachte mich ganz aus meiner Fassung. Da ich nichts als Engel zu finden glaubte, so war es ganz natürlich, daß die Entdeckung dieses Betruges mich wieder auf eine andere Art von Täuschung führte. Ich verwandelte meine Engel in Satans-Gestalten, fand diese schöne Erde einen Wohnort von Teufeln, und kam von einem Irrthum zum andern.

Traurig wandelte ich manchen Abend in den Fluren, liebte die Einsamkeit, und schauderte zurück bey dem Anblick einer Menschengestalt.

Nach und nach stiegen sanftere Empfindungen in mein Herz; von der Hand der Wahrheit geleitet, überzeugte mich die Erfahrung, daß die Geschöpfe, die ich hier fand, weder Engel noch Teufel waren, sondern Menschen, unter denen es unbegreifliche Gradationen auf der Stufenleiter der Wesen gibt, und nothwendig geben muß. Meine Stirne wurde heiterer, ich söhnte mich mit der Menschheit wieder aus, und sah von einem richtigern Gesichtspunkte die Welt an.

Bald schien mir der Mensch der wichtigste Gegenstand meines Studiums zu seyn, und ich entschloß mich, ihn unpartheyisch zu studieren. Zum Alphabet dieses Studiums nahm ich mich selbst, und durch genaue Prüfung jeder meiner Regungen, jeder meiner Handlungen fand ich bald, wie sehr unser Herz von Umständen und Erziehung wie auch von unserm Nervenbau abhänge. Meine Fehler, die ich beging, machten mich nachsichtig gegen die Fehler meines Nächsten, und ich fand eine Reihe Entschuldigungen, wenn er fehlte.

Diese Begriffe waren beruhigender für mein Herz, und lehrten mich den Werth der Religion und der Menschenliebe kennen. Ich sah ein, daß das Unglück der Menschen aus Mangel ihrer Selbstkenntniß entsteht; ich sah ein, daß unsere Moralisten — sehr wenige ausgenommen, ganz unrecht über den Menschen gedacht haben; ich sah ein, daß sie die Leidenschaften der Menschen nicht kannten, daß sie nicht wußten, wie viel Edles in denselben liegt, und daß nicht die Ausrottung der Leidenschaften, sondern die Lenkung derselben zum Guten der erste Grund zum Menschenglück ist. Ich ward überzeugt, daß Schwachheit, Fehler, Verbrechen und Laster sich wesentlich unterscheiden, und das übelgeleitete Selbstliebe und Interesse die Quellen des Guten sind.

Ich sah eine Menge guter Menscher aus Mangel der Welkenntniß unglücklich werden; sah Menschen vom Thron der Liebe bis zum Pfuhl des Menschenhaßes herabsinken; fand Redliche ohne Trost und Hilfe, und alles dieß — aus Irrthum. Ich dachte daher, es würde nicht unnütz seyn, meine Erfahrungen meinen Mitmenschen mitzutheilen, Beyspiele anzuführen und Warnungen, um Redliche zu schützen, und tröstete mich

über das Unvollkommene meines Unternehmens mit dem Gedanken: Es war gut gemeint, und es ist doch immer etwas gethan, was für die Menschheit gethan ist.

Um den Redlichen in der Welt vor Unglück zu warnen, ist vor Allem nothwendig, daß man ihn den Menschen kennen lehre, wie er ist. Wir leben in der Gesellschaft, und der gesellschaftliche Mensch ist von dem Naturmenschen wesentlich unterschieden. Der Naturmensch kennt kein anderes Gesetz, als die Befriedigung seiner sinnlichen Bedürfnisse, denn er allein ist Alles für sich. Diese Verhältnisse verändern sich aber im gesellschaftlichen Zustande; in diesem sieht er seine Schwäche ein, und die Nothwendigkeit der Existenz seines Wohls mit dem Wohl des Andern; da hört der Mensch für sich allein zu leben auf; er lebt nothwendig fürs Ganze, und sein Privatinteresse, seine Selbstliebe müssen sich mit dem Interesse und der Liebe des Ganzen vertragen; — dieses ist der Grund aller gesellschaftlichen Tugenden. Hier hört aber der Instinct des sinnlichen Gefühls auf, nicht mehr die bloße Leitung unserer Handlungen zu seyn; dieser Instinct ist nur bey dem Naturmenschen die Leitung; beym Menschen in der

Gesellschaft ist es die Vernunft, denn er muß erkennen und wollen. Zu diesem Erkennen, zu diesem Wollen führt den Naturmenschen die Cultur, und diese besteht in Gesetzen und Religion.

Weil Cultur unmittelbar zum gesellschaftlichen Menschen nothwendig ist, so ist die richtige Folge, daß kein gesellschaftlicher Mensch geboren wird, sondern nur der Naturmensch, und daß aus dem Naturmenschen erst die Erziehung durch Gesetze und Religion den gesellschaftlichen Menschen bilden muß.

Aus der Richtigkeit dieser Sätze folgt nun unmittelbar, daß es in jeder Gesellschaft mehr ungebildete als gebildete Menschen geben wird. — Folglich mehr Naturmenschen — — ich verstehe hierunter Menschen, die sich nur durch ihr Sinnliches leiten lassen, und nicht durch Vernunft. Aus diesem folgen alle gesellschaftlichen Uebel; denn das Privatinteresse und die Selbstliebe kommen in Streit mit der Liebe und dem Interesse des Ganzen, und wäre dieser Streit nicht in der Gesellschaft, so wäre dieß die größte Stufe der gesellschaftlichen Glückseligkeit.

Da diese Sätze nun richtig sind, so sind die Folgerungen unläugbar diese, daß in jeder Gesellschaft der größte Theil der Menschen mehr durch Sinnlichkeit, als durch die Vernunft geleitet wird, daß der größte Theil mehr sein Privatinteresse dem Interesse des Ganzen vorzieht, und daß der größte Theil sich selbst mehr liebt als das Ganze. Von dieser Seite muß der Gebildete in der Welt die Menschen ansehen, wenn er nicht täglich will hintergangen und betrogen werden. Die Menschen sind aus diesem Gr.nde nicht hassenswürdig; bilde sie um, und sie werden besser werden.

B e y s p i e l e.

Amint war ein redlicher Bürger, Sophie war seine einzige Tochter; er liebte sie unendlich. Belmor, der Sohn eines reichen Commis warb um sie: Amint hatte alles Zutrauen auf Belmor, er durfte Sophien besuchen, wenn er wollte. Amint, der redliche Amint argwohnte nichts Unschickliches, und nun ist Amint unglücklich; Sophie ist entehrt, Belmor verließ sie und ihr unglückliches Kind. Amint weint, flucht über die Menschen, und über Belmors Abscheulichkeit. Der Niedrige! sagt er, er hat mein Zutrauen mißbraucht, meine

Freundschaft beleidigt, die Rechte der Gastfreyheit beschimpft; — Gott! muß es solche Menschen in der Welt geben!!!

Ich bedaure dich, redlicher Amint! allein es war deine Schuld; du beurtheiltest die Menschen nach deinem Herzen. Belmor war ein ungebildeter Junge, bei ihm sprachen die Sinne, nicht die Vernunft. Du hättest ihn besser kennen sollen. Wenn du einem Menschen deine Tochter anvertraust, von dem du nicht thätige Beweise hast, daß Erziehung, Vernunft und Religion sein Herz gebildet haben, so mußt du immer solche Folgen erwarten. Dieses Uebel liegt nicht in der Gesellschaft, sondern im Mangel der Cultur; sey nicht ungerecht! —

Lisimon nahm einen Diener; er war zwar redlich, treu, geschickt; aber übrigens ungebildet. Lisimon liebte ihn, wie seinen Sohn. Ferdinand, so hieß der Diener, verließ Lisimon, und trat zu einem Cavalier in Dienst; er bekömmt zehn Thaler monatlich mehr. Lisimon ärgert sich. Um des Geldes wegen konnte er mich verlassen, er, den ich wie meinen Bruder behandelt! Das ist abscheulich.

Setze dich, Lisimon, an die Stelle deines Ferdinands. Das Privatinteresse überwiegt bey dem ungebildeten Menschen alles Uebrige. Lehre ihn, daß die Freundschaft ein größers Gut sey, als die zehn Thaler, und Ferdinand wird dich nicht verlassen; aber bisher hättest du nichts anders von ihm erwarten sollen.

Rosmond hatte das Unglück einen Reichen vom Adel zu beleidigen; er mußte sich flüchten. Hundert Thaler sind auf seinen Kopf geschlagen, die seinem Angeber ausbezahlt werden. Rosmund schützte einmahl einen Wucherer wider die Verfolgung des Gerichts, nun flieht Rosmond zu ihm. Ich schützte dich, sagte er, erwiedere mir desgleichen: aber Belcour, so hieß der Geitzige, lieferte unsern Rosmond gegen die hundert Thaler aus.

Ist es des Geitzigen Schuld? Nein! die Schuld liegt an Rosmond, der den Belcour nach seinem Herzen beurtheilte. Es ist ja ganz natürlich, daß einem Wucherer das Geld heiliger ist als Freundschaft und Dankbarkeit. Lerne erst den Charakter des Menschen kennen, Rosmond! du hättest dich nicht zu ihm flüchten sollen, du wärst in einer

Wolfshöhle sicherer gewesen. Wenn du aber je sicher hättest bey Belcour seyn wollen, so hättest du ihm noch so viel zahlen sollen, als auf deinen Kopf geschlagen war, und dann zweifle ich — denn es waren ja noch hundert Thaler zu gewinnen.

Grundsätze.

Die meisten Menschen ziehen ihre Privatliebe der Liebe zum Ganzen vor; die meisten Menschen ihr Privatinteresse dem Interesse des Ganzen.

Ursachen.

Weil die Selbstliebe, ein Werk des Instincts, nothwendig zu unserer thierischen Erhaltung, und die Liebe zum Ganzen, ein Werk der Vernunft, und folglich ein Werk der Cultur ist.

Der rohe Naturmensch kennt kein Wohl als sein eigenes; kein Interesse als das seinige; der Mensch in der Gesellschaft steht auf einer edlern Stufe, und macht das Interesse Mehrerer zum Interesse des Einzelnen; allein der gesellschaftliche Mensch wird erst das, was er seyn soll, durch Erziehung.

Folgerungen.

Da uns die tägliche Erfahrung überzeugt, daß die meisten Menschen in der Gesellschaft beynahe ganz ohne Erziehung sind, oder wenigstens — was aber zuweilen noch schlimmer ist — eine widernatürliche Erziehung haben, so ist die Folge klar, daß die meisten Menschen ohne Cultur sind.

Regeln der Klugheit.

Weil ich nun in der menschlichen Gesellschaft mit Menschen umgehen und handeln muß, so muß ich in diesen meinen Handlungen die Menschen ansehen, wie sie sind, nicht, wie sie seyn sollen, oder wie ich sie mir vorstelle. Ich muß denken, daß die meisten ohne Cultur sind, folglich ihre Selbstliebe und ihr Privatinteresse immer der Liebe und dem Interesse des Ganzen vorziehen werden; hieraus folgen die ersten Regeln der Klugheit:

Schone soviel möglich die Selbstliebe der Menschen!

Schone soviel möglich ihr Interesse!

Mußt du mit einem Menschen handeln, so handle mit ihm so lange so, wie du gegen einen Menschen, der keine Cultur hat, handeln sollst, bis du vollkommen vom Gegentheil überzeugt bist!

Suche dich seiner Selbstliebe, seines Interesse auf eine edle Art zu bemächtigen, und leite ihn durch diese Bande.

Glaube niemahl, daß bey dem Uncultivirten, Menschheit, Gerechtigkeit, Freundschaft, Wohlwollen, mit einem Wort: alle edle Tugenden der Gesellschaft, mehr Macht haben über sein Herz, als seine Eigenliebe und sein Privatinteresse, wenn du nicht vollkommen seines gebildeten Charakters durch eine Reihe von Handlungen überzeugt bist; denn sonst wirst du immer betrogen.

Siehst du, daß der Mensch, mit dem du handelst, die Bleywage deiner Prüfung nicht aushält, so suche ihn durch ihn selbst zu gewinnen, studiere seine Temperamente, seine Erziehung, denn der uncultivirte Mensch wird mehr durch sein Blut, durch seine Säfte, durch Umstände, als durch Vernunft und Ueberzeugung geleitet.

Hasse daher die Menschen nicht, weil sie sonst so sind; es ist in der Natur der Dinge, Alles geht stufenweise zu seiner Vervollkommnung. Studiere dein eigenes Herz, und du wirst sehen, was der Mensch ist; du wirst sehen, welche Kraft des Geistes in ihm liegt, welches Bestreben zum Glücke, zur Seligkeit! — Du wirst sehen, wie stark er ist, und zugleich wie schwach; du wirst entdecken, wie ein Augenblick Jahre verdrängt, und eine Minute das Werk eines halben Lebens vertilgt. Durch deine eigenen Fehler wirst du nachsichtig gegen die Fehler deines Nächsten werden; du wirst sehen, wie eine edlere Kraft mit der Hülle streitet, in der sie verschlossen liegt, wie sie aufwärts strebet, da sie der Körper an die Erde fesselt, bis sie endlich, von den Schlacken gereiniget, ihren Kerker durchbricht, und sich ihrer Bestimmung nahet, die ihr die Gottheit gab.

Pirin hat den Ruf eines eigennützigen Richters; er verkauft seine Urtheile um Geld. Patmus ist sein Freund; er vertraut ihm das einzige Kind seines besten Freundes an, die junge Rosalia, und setzt Pirin zum Vormund. Nach einigen Jahren kömmt Patmus zurück; er findet Rosalien unglücklich, denn

Pirin zog ihr ganzes Vermögen an sich. Patmus wüthet vor Zorn. Der Verräther! schreit er, mich so zu behandeln! — mich, der ich sein Freund war! —

Klage nicht, Patmus! Ein Mensch, der die Gerechtigkeit verkauft, ist auch im Stande einen Pupillen zu bestehlen. Du hättest ihn besser kennen sollen.

Der erste Grund böser Handlungen im gesellschaftlichen Leben ist, wenn das Privatinteresse sich von dem Interesse des Ganzen sondert, und die Selbstliebe von der Liebe zum Ganzen. So lange das Privatinteresse mit dem Interesse des Ganzen vereint ist, und die Selbstliebe mit der Liebe zum Ganzen, so ist die edelste Harmonie unter den Menschen. Wenn die Liebe zum Ganzen die Selbstliebe überwiegt, und das Interesse für die Menschheit das Privatinteresse, so entstehen alle großen und edlen Thaten.

Codrus liebt sein Vaterland mehr als sich selbst; Curtius mehr das Wohl des Staats als sein Leben; dem edlen Fürsten von Braunschweig war das Leben seiner Mitmenschen theurer als sein eignes. Der ehrliche Soldat, der sich mit Gefahr seines Lebens in das brennende Haus wagte, um ein unglückliches Kind

zu retten, zog die Liebe der Menschheit seiner Selbstliebe vor; und der gute Richter, der den Armen gegen den ungerechten Reichen schützte, opferte sein Privatinteresse dem Interesse des Ganzen auf.

Diese Charaktere sind aber selten, und diese Seltenheit ist ein Beweis, daß die meisten Menschen das Entgegengesetzte sind. Will also der gute Mensch nicht täglich betrogen werden, oder vielmehr sich täglich betrügen, so muß er die Menschen beurtheilen, wie sie sind, nicht, wie sie seyn sollen.

Es ist ausgemacht, daß wir durch den Umgang mit Menschen Vortheile genießen, die wir im widrigen Falle zu genießen nicht im Stande wären. Täglich überzeugt uns die Erfahrung davon, und man darf nur etwas aufmerksam seyn, so wird man finden, daß alle unsere Bequemlichkeiten bloß durch das gesellschaftliche Leben erreicht werden können. Es wäre also überflüßig, erst die Frage aufzuwerfen, ob wir wirklich vom geselligen Leben wahre Vortheile genießen? Umsonst würde der weise Schöpfer den Erhaltungstrieb nicht in unsere Natur gelegt haben. Gleichwohl gibt es Einige, die der Gesellschaft entsagt, sie für ein Übel

gehalten, ohne dabey bedacht zu haben, daß sie im Grunde eine reichhaltige Quelle der meisten Vortheile des Lebens sey.

Die Vortheile des geselligen Lebens sind:

1) Trägt die Gesellschaft sehr viel zur Aufklärung unsers Verstandes bey. Die Vernunft würde sich höchstens, ohne die Gesellschaft, aus dem Stande der Kindheit herausgearbeitet haben: die gesammelten Erfahrungen würden immer mit ihrem Besitzer abgestorben seyn, und die Entdeckung einer einzigen Wahrheit, die uns im Stande der Geselligkeit bloß einige Augenblicke kostet, würde außer demselben ein ganzes Menschenalter erheischet haben. In der Gesellschaft kommen uns die Entdeckungen Anderer zu statten, und dasjenige, was Andere erfunden haben, dürfen wir nicht erst selbst erfinden. Ein Kind kann in einer halben Stunde das erlernen, was ehemals ganze Jahrhunderte kostete. Sehen wir einmahl die Hottentoten, und Kamtschadalen an, die doch nicht ganz ohne Gesellschaft leben, wie roh, dumm und ungesittet sie sind.

2) Die Befriedigung unsrer Bedürfnisse, Freude und Vergnügen, Beystand und Hilfe sind ebenfalls Folgen des geselligen Lebens.

3) Wird unsere eigene Zufriedenheit vermehrt. Denn ein Mensch in der Gesellschaft hat vielfache Gelegenheiten, das Maß seiner Tugenden auszuüben, wo er sonst, als Sonderling, nur die Pflichten gegen Gott und sich selbst, und das noch aus niedrigen Beweggründen, befolgen würde. Ein Mann misanthropischer Gemüthsart kennt das göttliche Vergnügen nicht, Vater, Gatte, Beschützer, Freund, Wohlthäter zu seyn. Er ist unvermögend das Vergnügen zu genießen, um welches uns Menschen die Seligen selbst beneiden: ich meyne das Vergnügen, Andern Gutes zu thun.

4) Die Erreichung unserer Absichten wird ungemein erleichtert; denn klug macht uns das gesellige Leben. Habe ich, zum Beyspiel, nicht Klugheit genug, so bleiben meine besten Absichten unerreicht. Ich könnte noch unendlich viele Vortheile, die uns die Gesellschaft gewährt, anführen, allein die genannten beweisen hinlänglich, wie sehr wir verpflichtet sind, in derselben zu

leben, und wie nothwendig sie sey, wenn wir auf Klugheit Anspruch machen wollen.

Die Welt ist doch ungerecht und undankbar, klagt Troilus, augenscheinlich nähert sie sich ihrem Untergange; allenthalben nichts als Betrug, Arglist und Falschheit. Man darf nur ehrlich seyn, um zu darben. Einsicht und Wissenschaft kommen nicht mehr auf. Wie viele Nächte hab' ich durchwacht, um nicht ein ganz unnützer Bürger des Staats zu seyn, und jetzt, da ich mir so viele Wissenschaften erworben habe, jetzt werde ich nicht geachtet. Ja, man hasset mich sogar. Ich gab mir alle Mühe, ein Aemtchen zu erhalten, und überall wies man mich ab. Leute, die mir weder an Kenntnissen noch an Rechtschaffenheit gleichen, leben im Ueberfluße, und ich muß darben. — So wahr Alles dieses seyn mag, lieber Troilus, so mag auch wohl der Fehler selbst an dir liegen. Vielleicht besitzest du die Gabe nicht, deine Gelehrsamkeit an Mann zu bringen, oder hat diese vielleicht den kleinen Fehler, daß sie für unser Zeitalter unbrauchbar ist? Du sagst »man hasse dich« — weißt du aber warum? Wenn wir Feinde haben, so sind sie entweder Feinde unserer Verdienste, oder unsers Glücks, oder unserer Person.

Die Ersten sind Neider, und diese, wenn ich dich anders gut verstanden habe, magst du eben nicht haben, denn deine Umstände sind eben nicht die beneidenswerthesten Also die letztern und diese, Troilus, hast du dir vielleicht selbst zugezogen. Vielleicht hast du, guter Mann, in deinem Umgange mit Todten die Kunst, mit Lebendigen umzugehen, vergessen. Zeigt man sich der Gesellschaft von einer lächerlichen Seite, so fällt auch die Klage über Spott und Verachtung weg. Troilus würde gelobt und geliebt werden, wäre er im Umgange artig, gefällig, bescheiden und gesprächig. Seine Klage ist, daß er, aller Mühe ungeachtet, zu keinem Amte gelangen könne. Allein hat sich Troilus wohl gehörig untersucht? Das Amt mag sich immer für ihn schicken, er aber nicht für das Amt. Sind die Maßregeln, die er deßhalb ergriff, auch schicklich gewesen? Aber Troilus darbt. — Hierinfalls verdient er mein ganzes Mitleid. Allein, die Mittel Vermögen zu erwerben, scheint er nicht zu kennen, und kennt er sie, so fehlt es ihm an Klugheit, davon ächten Gebrauch zu machen.

Klugheit gibt uns also das gesellige Leben. So wie nun dieses Tugend erheischt, so erheischt auch die

Tugend Klugheit. So zwar: daß man wahre Tugend nicht ausüben kann, wenn es uns an nöthiger Klugheit gebricht. Der Kanzler Pontopidan schreibt in seinem Werke, Kraft der Wahrheit, von einem Geistlichen, der durch seine Bemühungen und seinen unermüdeten Fleiß einen Freydenker am Sterbebette bekehrt, und zur Annahme der christlichen Religion gebracht hatte. Der Freydenker, nachdem er seine Irrthümer erkannt hatte, zweifelte nur, ob ihm auch Gott auf seine bloße Reue die Sünden vergeben werde, weil er viele Bücher wider die christliche Religion geschrieben, und dadurch Manchen verführt hatte. Der Geistliche wollte ihm auch diesen Skrupel nehmen! »Nein, sagte er, hierüber machen Sie sich keine Gewissensbisse! Ihre Bücher sind so seicht geschrieben, daß sie gewiß nicht leicht Jemand verführen können.« Der Freydenker wurde über diese so geringschätzige Meinung von seinen Schriften aufgebracht, wandte sich weg, und wollte kein Wort mehr hören. Bald darauf wurde er wieder gesund, fing aufs Neue an, göttliche Wahrheiten anzugreifen, bemühte sich in seine Werke mehr Witz und Gründlichkeit zu legen, und fragte dann einmahl seinen ehemahligen Bekehrer spöttisch, ob denn seine Bücher noch von der Art wären, daß

sie Niemanden verführen könnten? — Was half es nun diesem Geistlichen, daß er sich um die Bekehrung dieses Freydenkers so viele Mühe gab? Er verdarb durch seine Unklugheit Alles. Semnon ist der tugendhafteste Mann. Er liebt seinen Nebenmenschen, und beweist auch seine Liebe werkthätig. Keine gute That unterläßt er, zu der sich ihm eine Gelegenheit darbiethet, aber durch seine Unklugheit verhindert er selbst deren Erfüllung, so bald sie nicht ganz von ihm abhängt. Wir wollen ihn handeln sehen.

Er will einen liederlichen Sohn, der nun seine Ausschweifungen bereuet und Besserung verspricht, wieder mit seinem Vater aussöhnen. Der Vater selbst ist ein eigensinniger Mann, den nichts mehr aufbringen kann, als wenn man ihm Fehler vorrückt. Diesen Umstand weiß Semnon nicht, oder vielmehr er hatte ihn nicht bemerkt, und würde ihn bemerkt haben, wenn ihm Klugheit nicht mangelte. Er besucht den Alten, lenkt das Gespräch auf den Sohn, und bemühet sich ihn dahin zu vermögen, daß er seinen Zorn ablege, und den Irrenden wieder zu Gnaden aufnehme. Semnons Rede enthält viel Wahres, Rührendes, Gründliches, aber auch viel Unkluges. Auch scheint

der Vater nicht ganz abgeneigt zu seyn. Dieses merkt Semnon. Um ihn nun völlig zu determiniren, führte er ihm zu Gemüthe, daß er selbst Schuld an dem Verfalle seines Sohnes sey. »Wenn wir es beym Lichte betrachten, sagt er, so sind Sie doch immer Ursache davon; hätten Sie ihm in seiner Jugend nicht so viel Geld in die Hände gegeben, ihn nicht in alle Gesellschaften mitgenommen, und ihm nicht zu früh beygebracht, daß er Geld genug habe, so wäre das nie geschehen, was Sie itzt so beunruhigt.« Der Vater, der aus dem Grunde seines Ehrgeizes nie Unrecht haben haben will, wird mit einmahl äußerst aufgebracht, und ändert in demselben Augenblicke seinen Entschluß. »Was, spricht er, ich soll Ursache des Verderbens meines Sohnes seyn? Der Taugenichts ist also ganz unschuldig, und ich habe Unrecht, daß ich ihn aus dem väterlichen Hause stieß? Vermuthlich werden Sie ihm diese schöne Entschuldigung auch an die Hand gegeben haben, daß er sie mir, wenn es ihm belieben sollte, vorrücken könnte? Nein, meine Vergebung soll er nicht als Schuldigkeit, sondern als Gnade ansehen, und ich mag von dieser Stunde an nichts von ihm wissen, nichts hören. Wer hat Sie zum Richter über mich und meinen Sohn gesetzt? Sie sagen mir Grobheiten in

meinem eigenen Hause.« — — Semnon geht, und denkt leise: »Welch ein Vater! Wie ihn das aufbrachte! Und dennoch ist es wahr, was ich sagte. Auch freu' ich mich, daß ich so viel Muth hatte, ihm die nackte Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Daß er sie nicht erkennen will, das geht mich nichts an.« Aber wie sehr betrügt sich Semnon! Er bedenkt nicht, daß die Schuld an seiner Unklugheit allein liege. Doch vielleicht ist er ein andermahl glücklicher.

Philint, Semnons Client, kömmt um ein Aemtchen ein, das vom Nomentanus abhängt. Semnon findet sein größtes Vergnügen darin, wenn er Gelegenheit hat, Andere glücklich zu machen. Er hat dem Nomentanus in einem andern Vorfalle wichtige Dienste geleistet, und kann mit Recht auf dessen Dankbarkeit Anspruch machen; er hofft also, Nomentanus werde ihm die Bitte, die er für seinen Clienten einlegen will, nicht abschlagen. Ueberdieß weiß er, daß man durchs Geld Alles beym Nomentanus bewirken kann. Voll Hoffnung und Zuversicht eilt er hin, und trifft seinen Gönner in der Gesellschaft verschiedener Amtsgenossen.

Nomentanus. Was bringen Sie mir, mein lieber Semnon? Womit kann ich Ihnen dienen? Reden Sie! Es ist Ihr Diener, der vor Ihnen steht.

Semnon. Dießmahl komme ich wirklich mit einer Bitte.

Nomentanus. Man muß auch lange warten, bis Sie einem Gelegenheit geben, Ihnen zu dienen.

Semnon. Es betrifft mich eigentlich nicht. Für einen Andern komm' ich, bester Nomentanus. Es ist Philint, der um das erledigte Amt bittet.

Nomentanus. Philint? — — Ich kenne keinen.

Semnon. Ein artiger, junger, geschickter Mensch.

Nomentanus. Seine Aeltern?

Semnon. Arme, aber ehrliche Leute.

Nomentanus. Auch dieß ist Empfehlung für ihn. An mir soll es gewiß nicht fehlen, wenn er dieses Amt nicht erhalten sollte. Wenn nur — — —

Semnon. Freylich sind seine Aeltern arm, doch ich vertrete hier ebenfalls ihre Stelle, und will mich auch auf die erkenntlichste Art dankbar zeigen.

Nomentanus. Semnon, entweder verstehen Sie mich, oder ich Sie unrecht.

Semnon. Was ein Anderer geben möchte, dazu will ich mich doppelt einverstehen.

Nomentanus. Sie äußern eine Meinung von mir, die mir eben nicht die vortheilhafteste ist.

Semnon. Nein, das nicht. Aber man kann ja so was nicht umsonst begehren, was jeder Andere —

Nomentanus. Bezahlen würde, nicht wahr?

Semnon. Nur vergelten.

Nomentanus. Sie verkennen mich, Semnon! Auch muß ich Ihnen sagen, daß ich befürchte, Ihr Client würde zu dem Amte nicht taugen, da er so einer Empfehlung bedarf: und ich müßte sehr eigennützig seyn, wenn ich einen solchen Menschen befördern sollte. Ein andermahl, lieber Semnon, ein andermahl!

Semnon. (im Weggehen) Gott! Auch das mußte mir fehlschlagen! Der Niederträchtige! Wie er sich zu verstellen weiß, da doch bey ihm Tugend, Verdienste, Pflicht stets Waare zum Verkaufe ist.

So gut Semnon alles dieses weiß, eben so hätte er auch wissen sollen, daß Nomentanus dafür nie angesehen werden wolle, und solche Anträge, zumahl in Gegenwart seiner Amtsgenossen, nie annehmen könne.

Bey diesen mißlungenen Versuchen hört er doch nicht auf, sich um die Menschen verdient zu machen, für ihr Wohl zu sorgen. Er entwirft einen Plan, wie die Armen des Staats, die nur ihren Nebenbürgern zur Last fallen, versorgt werden könnten, ohne damit irgend Jemanden nachtheilig zu seyn, und überreicht ihn seinem Gegner, dem Sejan.

Dieser nimmt den Entwurf ganz gnädig auf, und bestellt den Semnon auf den folgenden Tag, um ihm seine Meynung darüber zu sagen. Vielleicht wird jetzt der menschenfreundliche Semnon etwas Gutes stiften können. Trunken vor Freude, berechnet er schon in Gedanken den Nutzen, der dadurch erreicht

werden wird, und eilt den andern Morgen voll Erwartung zum Minister hin.

Sejan. Ihren Plan habe ich gelesen. Er ist nicht übel, ungeachtet er nicht viel Neues enthält. Es ist über diese Materie bereits sehr Vieles geschrieben worden.

Semnon. Doch ist dieser Entwurf meine eigene Erfindung, und die Frucht eines zweijährigen Nachdenkens.

Sejan, den diese Antwort schon aufgebracht hatte, erwiederte: Das mag Ihnen so scheinen. Ich habe auch über diesen Gegenstand nachgedacht, und aufrichtig zu sagen, es ist mir Vieles in Ihrem Plane aufgefallen, dem ich nicht allerdings beipflichten kann.

Semnon. Wollten Euer Herrlichkeit nicht die Gnade haben, mir diese anstößigen Stellen zu zeigen?

Sejan, um sich nicht beschämen zu lassen, schlägt die erste beste Stelle auf: Hier sehen Sie, hier bin ich gar nicht Ihrer Meinung.

Ich fürchte, ich fürchte an dieser Klippe wird unser Semnon scheitern. Er ist auch so unklug, seinen

Plan mit der größten Heftigkeit zu vertheidigen, sogar das Feld zu behaupten. Allein der Minister läßt ihn nicht ausreden.

Sejan. Genug, Semnon! Auf Sie kömmt es eben nicht an zu bestimmen, ob der Plan gut oder nicht gut sey. Kurz, er taugt nichts, er ist Hirngespinsterey, und unausführbare Grille. (unwillig ab.)

Was das für Menschen sind! klagt Semnon. Aber mit welchem Rechte klagt er? Hätte er, anstatt den Plan für seine eigene Erfindung auszugeben, gesagt: ich wußte sehr wohl, daß ich Euer Herrlichkeit in meinem Plane nichts sagen werde, das Ihnen nicht schon längst bekannt wäre. Ich habe bloß diejenigen Erfahrungen, die Euer Herrlichkeit schon so oft werden gemacht haben, mühsam zusammengetragen, und statt sich die anstößigen Stellen auszubitten, die Bereitwilligkeit gezeigt, sie auf hohen Befehl sogleich auszustreichen, mit der Versicherung: daß er sich die Anmerkungen seiner Herrlichkeit zu Nütze machen wolle, so würden Seine Herrlichkeit gewiß nichts ausgestrichen haben.

* * *

Hieraus sieht man augenscheinlich, daß der Tugendhafte auch Klugheit besitzen müsse, und daß ohne dieselbe die wenigsten gesellschaftlichen Tugenden ausgeübt werden können. Aber so wie die Tugend von der Klugheit begleitet werden muß, eben so muß die Tugend die Klugheit unterstützen. Denn ein Mensch, der keine Tugend, aber Klugheit besitzt, ist eben so unglücklich, als der, der Tugend aber nicht Klugheit hat. Wenn alle Menschen tugendhaft wären, so bedürfte man keiner Klugheit. Aber da dieses nun einmal nicht ist, und man die Menschen immer, nicht so wie sie seyn sollen, sondern wie sie wirklich sind, beurtheilen muß, so muß man ihnen auch deshalb Klugheit entgegen zu setzen wissen, und damit dasjenige gleichsam erzwingen, was uns sonst so schlechterdings die Menschen nicht leisten würden.

Eine der ersten Empfindungen des Menschen, die bey seinem Eintritte in die Welt sein Herz bewegen, ist die Liebe. Das Kind, das die Mutter ganz mit Küssen bedeckt, und an ihre Brust drückt, lächelt sie zärtlich an, und klagt durch Thränen seinen Schmerz, da

es ihren Armen entrissen wird. So wie es mehr Menschen kennen lernt, lernt es nur mehr Menschen lieben, — bis sich endlich seine Liebe über das ganze Menschengeschlecht ergießt. In der Gesellschaft des Menschen fühlt sich der Mensch; — fühlt seine Glückseligkeit. In der Einsamkeit ist er sich eben das, was die Sonne wäre, würden ihre Strahlen durch die Luft nicht fortgepflanzt, und so auf mancherley Art gebrochen, daß sie ihre wohlthätige Wirksamkeit in die Planeten vermehrten. — »Ich würde, sagt Sterne *), wenn ich auch in einer Wüste wäre, auch in der Wüste etwas finden, das meine Neigung auf sich zöge. — Fände ich nichts Bessers, so wollt' ich sie auf einen Myrthenbaum heften, oder irgend eine melancholische Cipresse suchen, mit der ich mich einlassen könnte. — — Ich würde ihren Schatten besingen, und für ihren Schutz sie freundlichst grüßen. Meinen Nahmen schnitt' ich in ihre Rinde, und schwöre, die lieblichsten Bäume in der ganzen Wüste wären sie. Wenn ihre Blätter welkten, wollt' ich mich zum Trauren gewöhnen: und Freude jauchzte mit ihnen mein Herz, wenn sanfter Thau sie erquickte.«

---

*) Siehe dessen empfindsame Reisen.

Mit jedem neuen Freunde gewinnen wir die Hälfte des Lebens, — und wenn glücklich leben, seine angenehmen Empfindungen vermehren heißt, so haben wir um so glücklicher gelebt, wenn wir auch an fremdem Vergnügen Theil genommen haben. — Ich bedaure den Mann vom Herzen, der über die Freuden dieses Lebens hinwegging, und in das einsame Grab eingeschlossen wird, ohne daß ihn die Thränen seiner Freunde begleiten. Er war so wenig für sein Glück geschaffen, als er für das Vergnügen Anderer war. O Freundschaft, seligstes unserer Gefühle! welches Herz vom Stahl hast du vielmahls gerührt! Du beherrschest das Herz derer, die wir wilde und ungesittete Barbaren schelten *), und unter uns gesitteten Menschen wandelt nur dein Schatten. Eigennutz, Ehrgeitz und Wollust haben dich verdrängt, und schicken Bos-

*) In der Geschichte der Wilden findet man viele Beyspiele von der vollkommensten Freundschaft. Sie treiben ihre Großmuth auf einen unglaublichen Grad. Von den Cantabriern erzählt man, daß sie für ihre Freunde den Tod nicht fürchten. Auch Herr Hume bemerkt, daß in England in den rohesten Zeiten Freundschaft und Treue am meisten hervorglänzte.

heit, Neid und Grausamkeit dich überall zu verfolgen, und zu verderben.

Die vollkommene Freundschaft kann nur bey der Tugend bestehen, und da kein Mensch vollkommen tugendhaft ist, so wird sie immer ein Wunsch des guten Herzens bleiben. Ein jeder Mensch hat aber doch einen gewissen Grad von Güte, der uns unsere Liebe abfordert; wir müssen uns aber gegen seine Fehler mit Klugheit waffnen, und so besteht die Freundschaft in weiterer Bedeutung. Hier sind die nöthigsten Regeln der Klugheit, wie man sich bey der Wahl der Freunde, und ihrer Erhaltung betragen muß, damit wir unser gemeinschaftliches Glück befördern.

Man lerne zuerst die Menschen kennen, und wähle sie mit Verstand zu seinen Freunden; die Freundschaft, die der Zufall stiftet, zerstört er bald wieder.

Man sehe auf die Uebereinstimmung des Charakters. Die Mutter der Liebe ist die Gleichheit der Sitten *).

---

*) Qui sunt viri boni, sagt Cicero, et nobis similes.

Zum Charakter rechnet man das Temperament, die herrschende Leidenschaft, die Nation, den Stand, das Alter, und den Grad des Verstandes, der den Vorurtheilen und der herrschenden Leidenschaft entgegen arbeitet.

Man wähle tugendhafte Leute zu Freunden, denn Tugend muß der Grund seyn, worauf man die Freundschaft baut, wenn diese dauerhaft seyn soll.

Durch den öftern Umgang mit ungesitteten Leuten nimmt man ihre Fehler an.

Aus der Beschaffenheit der Freunde beurtheilet man den Menschen.

Wählt keinen Eigennützigen zu eurem Freunde; das wäre eben so viel, als bey dem Laster die Tugend suchen.

Der Ehrgeizige ist der Freundschaft unfähig. Er lebt nur für seine Leidenschat.

Die Freundschaft setzt viele vereinigte Tugenden voraus. Euer Freund soll redlich, uneigennützig, großmüthig, verschwiegen, treu und offenherzig seyn.

Wählet keinen Freund, den ihr nicht wahrschein=licher Weise glücklich machen könnt.

Habt ihr einen vernünftigen Mann zu euerm Freunde gemacht, so sey sein Rath das Erste, womit er euch unterstützet.

Verlangt von euerm Freund nicht eine gänzliche Aufopferung, sonst müßt ihr ihn in Romanen suchen.

Derjenige wird die wenigsten Freunde finden, der nicht Verstand genug hat, sie zu wählen.

Es ist vernünftiger, seine Freunde zu erhalten, als neue zu suchen.

Den besten vertrautesten Freund braucht man nur in den wichtigsten Angelegenheiten

Seyd ihr nicht von der Tugend euers Freundes überzeugt, so vertraut ihm weniger, als er mißbrauchen könnte, wenn er euer Feind würde.

Nach größter Liebe folgt der größte Haß; aus den besten Freunden werden oft die größten Feinde.

Vereinigt euer Interesse mit dem Interesse euers Freundes. Hüthet euch aber es widersprechen zu machen.

Reine Freundschaft ist in der Welt sehr selten; die meisten Verbindungen geschehen aus Eigennutz und Ehrgeiz.

So groß ist in der Welt die Gewohnheit, einander zu hintergehen, daß es kein seliges Gefühl der Natur gibt, das man nicht zu niederträchtigen Absichten nachzuäffen sucht.

Im Umgange mit einem Sanquiniker hat man folgende Regeln zu beobachten *):

In Ansehung seiner selbst:

a) Man vertraue ihm kein Geheimniß.

*) Dieß sind die natürlichen Fehler des Temperaments, die man durch Vernunft verbessern kann; es ist also nicht nothwendig, daß man sie bey jedem Menschen nach seinem Temperamente finden muß.

b) Man leihe ihm kein Geld, denn er ist ein schlechter Zahler.

c) Im Unglück kann man wohl auf seinen Beutel, aber nicht auf seine Mühe und Arbeit rechnen.

d) Man vertraue ihm nicht seine Liebe, sonst macht man ihn selbst zum Nebenbuhler.

In Ansehung des Sanquinikers:

a) Verberget Verdruß und Traurigkeit vor ihm, sonst wird er euch fliehen.

b) Man thue ihm Vorschläge, wie er ehrbar und bequem leben kann.

c) Man bemühe ihn nicht mit vieler Mühe und Arbeit.

d) Man sage ihm nichts von Sparsamkeit und genauem Leben.

e) Frauenzimmer dieses Temperaments sind meistens Buhldirnen.

Im Umgange mit einem Cholerischen beobachte man in Ansehung seiner selbst Folgendes:

a) Man lasse sich mit ihm in keine heimlichen Anschläge ein, denn sie laufen meistentheils auf Unruhen und Aufruhr hinaus.

b) Liebt man den Frieden, so trinke man mit ihm keinen Wein.

In Ansehung seiner:

a) Man sey gegen ihn höflich.

b) Man widerspreche ihm nicht geradezu.

c) In seiner Gegenwart lobe man Niemand zu sehr.

d) Man vermeide seine Wohlthaten, denn er prahlt gern damit.

Bey einem phlegmatischen Menschen lebt man friedsam; aber man nehme ihn nicht zum Gehilfen seiner Arbeit, sonst muß man doppelt arbeiten.

Will man sich aber bey ihm empfehlen, so gebe man ihm gut zu essen und trinken, gönne ihm die Ruhe, und ermahne ihn zu keiner Arbeit.

Ein Frauenzimmer von diesem Temperamente ist eine nachläßige träge Hauswirthin.

Bey einem Melancholischen ist zu merken:

a) Man kann einem solchen Menschen vor allen Andern etwas Geheimes vertrauen.

b) Man erzürne ihn nicht, sein Zorn ist langsam, aber rachgierig.

c) Man hüthe sich vor seinen Wohlthaten, denn er wirft sie einem wieder vor.

d) Will man ihn gewinnen, so zeige man sich sparsam, und begehre kein Geld von ihm.

e) Ein Frauenzimmer dieses Temperaments ist eine gute Haushälterin, im Umgange aber nicht angenehm.

Licka.

Tief im Thale war eine kleine Hütte. Unbemerkt stand sie da unter dem Schatten prachtvoller Eichen, Moos deckte ihr Dach, und Baumbart kräuselte sich an den Wänden hinauf.

In dieser Hütte lebte Alphons und Ceta, seine Gattin. Fünfzig volle Jahre wohnten sie da; dienten der Gottheit und den Menschen. Alphons war glücklich, denn entfernt von der Bosheit der Städte genoß er die Seligkeit des Lebens an dem Busen seiner Gattin, und in den Armen seiner Kinder.

Ihre Hütte war klein, aber niedlich; ihre Kleidung arm, aber rein. Weiße Haare deckten Alphonsens Haupt; sein Auge war sanft, und seine Stirne ruhig wie die Fläche des Sees an windstillen Abenden.

Nelsis hieß Alphonsens Sohn, und Licka seine Tochter. Nie hat des Gefühlvollen Auge schönere Men-

schen, nie die Natur selbst edlere Kinder gesehen. Nelsis war das Ebenbild seines Vaters; Licka glich ihrer Mutter. Ein edles munteres Auge rollte unter der sanftesten der Menschenstirnen; aufmerksam war Nelsis Blick; nervig sein Arm, wie der Zweig einer jungen Eiche, und schlank sein Wuchs, wie die Haselstaude an Alphons Hütte.

Licka war schön. Sie glich der schönsten Rose, die je der Frühling uns schenkte. Gut war ihr Auge — so ganz gut, wie das Auge der Wildtaube, wenn sie liebevoll auf dem höchsten der Bäume girrt und mit zärtlichem Sehnen den Gatten sucht, den ihr Auge ängstlich vermisset. Nie verließ Licka ihre Mutter; nie Nelsis seinen Vater; Liebe und Eintracht vereinten sie immer; gemeinschaftlich genoßen sie die Schätze des Lebens — den Werth der Freundschaft und Liebe. Licka war ein Mädchen von achtzehn Jahren; eben feyerte ihr Vater den Tag ihrer Geburt und führte sie zu der Linde, die er an dem Tage pflanzte, als sie zur Welt kam. Sieh, Licka, diese junge Linde, sie ist so alt, wie du. Als deine Mutter dich gebar, pflanzte ich sie, und bat täglich den Himmel und die Gottheit um deine Erhaltung. Ich bin alt, Mädchen, und werde euch

vielleicht bald verlassen. Wenn ich sterbe, so leget meinen Leichnam an diesen Ort; lasset meinen Grabhügel von diesen Bäumen umschatten, und feyert mein Andenken an dem Tage eurer Geburt. Sagt euch: diese Bäume, die nun seine Asche umschatten, die pflanzte Alphons, unser Vater, sie sind schwesterlich mit uns verwandt, und sollen uns erinnern, unsern Vater nie zu vergessen. — — Vergessen! sagte Licka, und schlang ihre Arme um Alphons Schultern. Thränen träufelten aus ihren Augen herab, und netzten ihren Busen, wie kleine Silberbäche, die sich durch ein Feld von Lilien schlängeln, wenn ein Mairegen die Gegend benetzet.

Liebster, zärtlichster der Väter! sagte Licka, warum willst du uns verlassen? — Stirb nicht! lebe, so lange wir leben, und lasse uns dann mit einander die dunklen Wege des Grabes wandeln. Hat uns die Gottheit vereint, um uns zu trennen? Gab sie mir diese Gefühle, daß sie wohl je aufhören sollen? Mein Vater! du stirbst nicht — stirbst nicht ohne Licka. Meine Arme werden dich immer umfangen; meine Küsse werden deine kalten Lippen erwärmen; du mußt ewig mit mir leben — oder ich mit dir sterben. So sagte Licka, und Nelsis und seine Mutter eilten herbey, und verherrlich-

ten diese Scene. Da umarmten sich Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Schwester und Bruder, und die kleinen Lindenbäume breiteten ihre segenvollen Zweige über sie aus, und mit den Strahlen der Sonne stieg der Segen des Allmächtigen über die frommen Sterblichen herab.

O wie schön sind die Tage der Unschuld für den Menschen! wie stille und heiter eilen die Rosenstunden sanfter Gefühle vorbey! Wie glücklich ist der Mensch, der im Zirkel von Wenigen wohnt, wo man der Tugend noch huldigt, die man in Städten gar nicht mehr kennt!

Lange — glücklich lebte Alphonsens Familie; allein welches Geschöpf ist hienieden nicht dem Wechsel unterworfen? — Alphons starb; auch starb Cetá seine Gattin. Wie traurig war nun der Tag für Nelsis; wie trübe jede Stunde für Licka! Tagelang saßen sie auf dem Grabhügel ihrer Eltern, und wenn der Thau am Morgen und am Abend die Fluren tränkte, netzten noch ihre Thränen die Erde, die Alphons und Ceta's Leichen deckte.

Licka! sagte einst Nelsis, vergebens sind unsere Thränen; beleidigen könnten wir die Gottheit durch beständiges Grämen; er lebt ja noch der Vater — auch unsere Mutter lebt noch; aber jenseits in einer weit schönern Gegend; auch wir, Licka werden sie dort wieder sehen; lasse uns also die Stunden des Lebens genießen, die uns Gott gab, und verherrlichen wir das Andenken unsrer Eltern durch Gutesthun.

Licka umarmte ihren Bruder Nelsis; ihr Haupt stützte sie auf seine Schultern, ihr Busen schlug mächtig, ihr Blick war zum Himmel gewandt, und die Sonne spiegelte sich in der Thräne, die in Licka's Auge zitterte.

Nach und nach verwandelte sich Nelsis und Licka's Schmerz in sanftere Wehmuth; sie lebten einsam in ihrer Hütte und thaten Gutes. Es ging kein Abend vorüber, an dem nicht Nelsis einen Fremdling auf der Straße suchte, und ihm sein gastfreyes Lager anboth. Die Sonne beschien selten Nelsis Hütte, ohne daß sie nicht auch einen Elenden beschien, welchen Licka pflegte. Licka besaß verschiedene Kenntnisse von heilenden Kräutern; ihr Vater Alphons theilte sie ihr mit, und Licka gebrauchte dieses Geschenke zum Wohl ihrer Mitmenschen.

Eines Tages saß Licka aufmerksam unter einer Haselstaude und starr heftete sie ihr Auge auf den benachbarten Weidenbaum. Die Nachtigall baute dort ihr Nest für ihre Jungen; emsig arbeitete sie an dem Gebäude ihrer Liebe, und mit seinem zarten Schnäbelchen lohnte sie ihr Gatte oft mit den zärtlichsten der Küsse. Wenn die Sonne am Horizont aufging, so sangen sie schon und feyerten durch ihr Lied die heiligen Stunden der Morgenröthe, und spät am Abend ertönte noch ihr Lied in der Gegend, wenn der Mond über den Feldern glänzte mit seinem silbernen Antlitz. Licka besuchte täglich diesen Ort, und sie sah, hörte, fühlte so unendlich viel, als es ihr Herz nie zu erklären vermochte. Ein sanftes Gefühl stieg in ihrer Seele auf, und ihr Herz fühlte im Dunkeln die ersten Eindrücke der Liebe. Seit diesem Augenblick wandelte sie gern einsam in melancholischen Gebüschen; sie suchte steile Felsen und schwarze Tannen auf, und hörte stundenlang dem Geräusche der Bäche zu, die sich schäumend über die Klippen herabstürzten.

Nelsis merkte wohl, was seiner guten Licka fehlte, denn gleiche Bewegungen gingen auch in seinem Herzen vor. Du liebst, Licka! sagte Nelsis — du liebst. Schäme

dich nicht, es deinem Bruder zu gestehen; ich liebe auch. — Auch du liebst? erwiederte Licka.

Nelsis. Ja! das herrlichste der Mädchen. Sie kömmt wohl täglich in diese Gegend; ich sprach sie zwar noch nicht, aber sie ist schön, und ihr Auge ist gut.

Licka. Und ich, Nelsis! liebe den schönsten der Jünglinge. Er ist schlank, wie eine Rebe, und auf seiner Stirne sitzt Herzensgüte, wie auf der deinen. Ich sprach ihn zwar noch nicht, aber täglich seh' ich ihn, und gehe ihm nach. Er kommt oft in diese Gegend.

So unterhielten sich Licka und Nelsis bis spät in die Nacht, und träumten von der Glückseligkeit ihrer künftigen Tage. Unbekannt mit der Welt, und erzogen in der Einsamkeit, kannten sie die Menschen nicht und beurtheilten das ganze Menschengeschlecht nach ihrem unschuldigen redlichen Herzen.

Lileton hieß der Jüngling, den Licka sah, den sie liebte. Er war von Adel, und kam öfters auf der Jagd in die Gegend, wo Licka wohnte. Fanny war seine Schwester; die begleitete oft ihren Bruder, und Nelsis sah sie, und liebte.

Je edler ein Mensch erzogen ist, je feiners Gefühl er hat, je edlere Grundsätze er hegt, desto gefährlicher ist die Liebe für ihn, wenn er nicht einen erfahrnen Freund, einen weisen Vertrauten hat. Der erste Anblick eines holden Geschöpfes ist für ihn schon Gefahr; Alles macht Eindruck auf sein biegsames Herz; seine Imagination erhöht den Gegenstand seiner Liebe, legt ihm Eigenschaften, Größen und Tugenden bey, die er nicht hat; beurtheilt diesen Gegenstand ganz nach seinem Herzen; dichtet ihm alles Edle, alles Erhabene im höchsten Grade zu, und betrügt sich manchmahl erbärmlich.

So ging es der guten Licka; so dem armen Nelsis.

Die ersten Täuschungen der Liebe sind, daß wir glauben, der Gegenstand unserer Liebe müsse uns auch wieder lieben, wenn wir ihn lieben. Wir dichten den nehmlichen Grad der Liebe und des Gefühls, den wir empfinden, auch unserm Gegenstande an. Eben so geben wir ihm auch unsere Aufrichtigkeit, unsern Hang, und Alles das mit der größten Ueberspannung. Daher kömmt es, wenn eine lange Ueberzeugung uns die Binde vom

Auge reißet, daß die Liebe bey guten Herzen sich in Verzweiflung, und bey unedlern in Haß verwandelt.

Das größte Geschenk der Glückseligkeit, das die Gottheit dem Menschen gab, ist die Liebe; aber selten findet man dieses Geschenk der Glückseligkeit in den Städten; nur auf dem einsamen Dorfe, in der niedrigen Hütte, im abgelegenen Thale findet sich dort und da ein Herz, welches wahrer Liebe fähig ist. Das, was man bey uns Liebe nennt, ist Sinnlichkeit, nicht Liebe; ein wollüstiges Herz ist nie der Liebe fähig.

Ach! wie traurig ist es für den Mann von wahrem Gefühle, wenn er seinen Blick auf die Menge der Mädchen wirft; wenn er mit einem forschenden Auge in das Innerste ihrer Seele dringt, und den Leichtsinn ihres Charakters entwickelt. Da ist nun eine Menge von holden Gesichtern, geformt von der Natur zum Gefallen, und erschaffen zur Liebe; aber aus dieser Menge von Grazien — Wo findest du das Herz der Freundin — wo den Charakter eines zärtlichen Weibes — einer vernünftigen Gattin? — Eitelkeit ist Alles, was sie erfüllt. Für Putz und Tändeley vertauschen sie die wahren Schönheiten der Seele — das gute, unschuldige Herz. Ge-

wohnt, Jedem zu gefallen, kennen sie die wahre Art zu gefallen nicht, glauben jede Schmeicheley, jede Lüge des Verführers, und ihre Selbstliebe macht oft das schönste Geschöpf zum Opfer der Wollust.

So sind die Töchter unsers Jahrhunderts, wenige ausgenommen, und doch verdienen sie deine Verachtung nicht, Menschenfreund! sondern dein Erbarmen. Wirf einen einzigen Blick zurück auf das Mannsvolk und lerne aus ihren Handlungen die Abscheulichkeit kennen, mit der die meisten das Frauenzimmer behandeln.

Beständige Lüge ist auf den Lippen der Männer; sie vergöttern die Narrheit, und bauen der weiblichen Thorheit Altäre. Stärker als jene bemächtigen sich diese ganz ihrer schwachen Seite, ihrer Selbstliebe, und dann, wenn sie das erreicht haben, was der Wollüstling will — verachten sie das Geschöpf, das sie entehrt haben, und frohlocken über den Triumph ihrer List.

Ich zittere für den Vater, der Töchter hat, und weine manchmahl eine Thräne bey dem Anblick eines guten Mädchens. Nun keimst du auf, denke ich mir, holdes Geschäft! Nun keimst du auf, wie eine Blume,

unbekannt mit den Gefahren der Welt; beurtheilst die Männer nach deinen sanften Gefühlen. Du fühlst den Trieb der Liebe, und rein ist der erste Funke in dir. Der Jüngling, der nach dir blickt, den dein Antlitz reitzt, nähert sich dir, und Verstellung verlarvt sein Gesicht; er spricht und du horchest; er schwört und du glaubst — — soll denn die Unschuld der Liebe nicht glauben? — Selige Träume wiegen dich in den Armen des Jünglings, und nun erwachst du — erwachst zum Elend, und lernest durch traurige Erfahrung daß du die Betrogene bist. — — O Elend der Menschen — welche Stufen von Größe hast du erreicht! — —

Lileton war unter der Klasse von Menschen, die kein Herz zur Liebe, kein Gefühl zur Freundschaft, sondern nur Sinne zum Genuße haben. Er sah das Mädchen, und tausend zärtliche Worte strömten aus seinem Munde. Licka, die in ihres Vaters Hütte nie eine Lüge hörte; zweifelte auch nicht, daß Liletons Versicherungen Wahrheit wären. Er liebt mich, sagte sie, er hat es mir bey der Gottheit geschworen, und würde er wohl das thun, wenn er nicht alles das fühlte, was er mir sagte? — O wie glücklich werde ich seyn! — — So träumte die arme Licka.

Fanny, Liletons Schwester, war ein Weib nach der Mode. Sie hatte den würdigsten Gatten, den sie aber täglich betrog, und war immer von Hausfreunden umgeben. Fanny begleitete ihren Bruder oft auf die Jagd; denn Lileton war ihr Vertrauter, wie Fanny seine Vertraute war. Sie sah Nelsis, einen schönen, muntern Jungen; und ihr geiles Auge lüsterte nach dem Jüngling. Bald sah sie, wie unschuldig er war, und nun war ihr Vergnügen am größten. Bruder, sagte sie, wir wollen uns den herrlichsten Spaß mit diesem Menschenpaar machen. Meine Plane sind entworfen — Lileton! wir wollen sie ausführen.

Lileton besuchte täglich seine Licka; seine Sprache war die Sprache der Liebe, und sein Gefühl schien das Gefühl der Zärtlichkeit für sein Mädchen zu seyn. Ich lebe ganz für dich, Licka, sagte er oft, und welche selige Tage wollen wir genießen, wenn ich einst ganz dein bin.

Die Fortsetzung folgt.

Licka.

(Fortsetzung).

Licka. Ganz mein? — Lileton Wie wird aber das wohl seyn können? Werden es deine Eltern wohl zugeben?

Lileton. Ich habe keine Eltern mehr, meine Beste, und bin Herr über mich selbst. Mein Gedanke war von jeher, ein gutes Mädchen zu suchen; der Himmel hörte mein Flehen, und ich fand dich, Licka! Alles will ich deinetwegen verlassen, Licka! ich will zu dir, und in deiner Hütte wollen wir glücklich seyn.

Licka. Du willst das, Lileton!

Lileton. Der Himmel weiß es, daß ich es will; du bist mein, Licka! und nichts soll mich von meiner Besten mehr trennen.

Da nahm Licka Liletons Hand, und führte ihn zum Grabhügel ihres Vaters. Da, sagte sie, da wiederhole mir, was du sagtest. Lileton schwor, und Licka überließ sich nun ganz ihrem Gatten.

Der Abend stieg in die Thäler herab, als Lileton den letzten Abschiedskuß auf Licka's Wangen drückte. Morgen sehen wir uns wieder, sagte er, und dann sind wir auf ewig vereint.

Niemand war nun glücklicher als Licka; sie erwartete mit Ungeduld ihren Bruder; allein es war schon spät und ihr Bruder kam nicht. Zärtliche Sorgen stiegen in Licka's Seele auf; ängstlich durchstreifte sie den Hain, doch Nelsis kam nicht.

Die Nacht war trübe; der Mond schien düster durch die hohen Tannenbäume auf Licka's Hütte. Traurig jammerte die Nachtigall, denn der Uhu raubte der nächtlichen Sängerin ihre Jungen. Licka wurde immer unruhiger; traurige Ahnungen füllten ihr Herz. Schlaflos durchstreifte sie nochmahl die Gegend, bis sie endlich wieder auf ihres Vaters Grab zurückkehrte, entkräftet auf den Todtenhügel sank, und einschlummerte.

Schlummere, gutes Mädchen, schlummere zum letztenmahl den ruhigen Schlaf der Unschuld! Noch kanntest du die Menschen nicht; noch wußtest du nicht, daß sie fürchterlicher als Tiger sind. Schlummere und träume dir Glückseligkeiten, die die Welt nicht kennt; deine Phantasie führe dich in die Arme der Zärtlichkeit und der Liebe; aber erwache nicht, und fühle nicht, wie Vieles in der Welt Täuschung ist!

Der Morgen graute am Himmel, und Licka lag noch ausgestreckt über den Grabhügel. Allmählig stieg die Sonne hinter den Bergen hervor, und erweckte die Sänger des Waldes zu neuen Concerten. Licka erwachte; schüchtern sah sie um sich her, und der Morgen schien ihr weder reitzend noch schön. Ihr zärtliches Herz schlug sorgvoll für ihren Nelsis. Gott! rief sie aus, wenn doch Lileton hier wäre! — Ich wollte ihm meinen Kummer klagen; er würde Theil an meinem Schmerze nehmen, er würde mir meinen Nelsis wieder geben. — — So träumte Licka; so härmte sie sich vergebens, denn auch Lileton kam nicht mehr.

Nie fühlet der Mensch mehr den Hang zur Freundschaft und Liebe als in den trüben Stunden des mensch-

lichen Elendes. Da, wo Gram unser Herz durchwühlt, Kummer unsere Seele foltert, da sehnt sich unser Geist nach einem theilnehmenden Geschöpfe. Wie erleichtert fühlt sich der Mensch im äußersten Elende, wenn es ihm vergönnt ist, seine Arme um den Hals eines Freundes zu schlingen, oder wenn er an dem Busen einer Geliebten weinen kann. Sanfter fließt die Thräne von der Wange, die in den Schooß des Freundes fällt; minder schmerzend ist die Qual in unserer Seele, wenn sanftes Theilnehmen die Klagen des Schmerzes von unsern Lippen küßt.

O Gottheit! wie gütig warst du! — Alle diese Seligkeiten legtest du in das Herz des Menschen — — ja du legtest sie in ihn, um die Tage der Trübsal zu erleichtern; aber wenige Menschen sind aufgelegt zu diesen seligen Gefühlen. Der Tiger eilt ängstlich herzu bey dem Geheul des leidenden Tigers; der Wolf leckt die Thräne im Todeskampfe aus den Augen des Wolfes; nur der Mensch — gewöhnt an das Unglück seiner Brüder — stählet sein Herz gegen die Eindrücke menschlicher Empfindungen. Ich sah Auftritte im menschlichen Leben, daß mein Herz noch zurückschaudert; und

fühlte selbst Begegnungen, bey deren Erinnerung meine Seele noch blutet.

Alles hat großen Werth in den Wohnplätzen der Verschwendung, in den Städten, Alles hat großen Werth, nur der Mensch hat keinen. Ein Geschöpf mehr, oder weniger, was heißt das unter der Menge, wo nur jeder auf sich selbst denkt? — Ich höre die grausame Stimme des Reichthums; räumt die Elenden aus dem Wege, ruft er, damit ihr Gewinsel nicht die Lustbarkeiten unsrere Palläste störe!

Licka kannte dieses Alles noch nicht, wußte noch nicht, wie erniedrigt unter dem Joch des Stolzes die Menschheit seufzt, und war bisher immer glücklich im Schooße unschuldiger Freuden der Natur. Seit Nelsis und Liletons Abwesenheit fühlte sie traurige Ahnungen; zweifelnd und schüchtern wußte sie noch nicht, wozu sie sich entschließen sollte. Sie wußte nicht, wo Lileton wohnte; denn sorgfältig verschwieg er ihr seinen Stand und seinen Wohnort. Jeden Abend, jeden Morgen suchte Licka ihren Bruder, ihren Geliebten — vergebens schrie sie, Nelsis; vergebens rief sie, Lile-

ton! Außer dem traurigen Widerhall hörte sie keine menschliche Stimme in der Gegend. Sechs volle Monathe waren vorüber, seitdem Licka über Nelsis und Liletons Abwesenheit klagte; noch mehr vermehrte sich ihr Schmerz, als sie ein Pfand der Liebe unter ihrem Herzen fühlte.

Traurig verschwanden die Stunden für Licka; tagelang weinte sie auf des Vaters Grab, und umarmte die Lindenbäume, die mit ihr aufwuchsen. Manchmahl besuchte sie einen erhabenen Ort in der Gegend, von dem sie die Fläche des Landes weit mehr umher übersah, und glaubte ihren Nelsis und ihren Geliebten wieder zu sehen.

Eines Tages, als Licka auf dieser Anhöhe saß, hörte sie ein Getümmel im Thale; Waldhörner ertönten in der Gegend; das Gebell der Hunde und Wiehern der Rosse machte sie aufmerksam; eilends verließ sie diesen Ort, wo sie saß, und geflügelt von Hoffnung und Liebe flog sie ins Thal. Da horchte sie wieder, das Getümmel war ferner, und der Lärm verlor sich im Walde. Licka stand noch und horchte, als ein

ermüdeter Hirsch athemlos gegen sie kam, und zu ihren Füßen stürzte. Mitleid flehend, wandte er seinen Blick gegen Licka. Licka schmeichelte dem Thiere, und trocknete mit ihrer Hand die Todesthränen aus seinem sterbenden Auge. Was soll das? sagte sie, wer hat dich, gutes Thier! so grausam verfolgt? — Licka weinte, ohne zu wissen warum.

Das gute Mädchen pflückte Laub von den Bäumen, und brachte es in der Schürze dem sterbenden Thiere zur Erquickung. Unweit war eine Quelle; sehnsuchtsvoll warf das Thier seine Blicke hin, aber es konnte seinen ermüdeten Körper kaum mehr schleppen. Licka brachte ihm Wasser zur Labung. Das Thier erhohlte sich wieder, und allgemach näherte es sich, geführt von dem guten Mädchen, der Quelle. Ruhe nun, sagte Licka, und erhohle dich. Ich will dir einstweilen Laub pflücken. Licka verließ das leidende Thier, und suchte den schönsten der Bäume.

Wie erstaunte aber Licka, als sie zurückkam, da lag das sterbende Thier, von Jägern umrungen. In der Ferne sah Licka den blinkenden Strahl; ein Jüng-

ling zückte ihn gegen das Thier, und stieß ihn tief in die Eingeweide. Der Hirsch röchelte noch, als Licka herbey kam, und sein sterbender Blick war Danksagung für die Wohlthat des Mädchens.

Wer bist du, Grausamer! fing Licka an, der du die Rechte der Gastfreyheit so entheiligst? Welche Rechte hast du auf das Leben dieses Thiers? — Treibt dich der Hunger zu tödten, so tödte, aber laß' nicht leiden. Hier stellte sie sich vor den sterbenden Hirsch, und ihr Auge funkelte voll edlen Unwillens. Der Jüngling erstaunte über die seltene Schönheit dieses Mädchens. Schüchtern trat er zurück, und fand keine Worte, um zu sprechen. Du schweigst, sagte Licka, weil du keine Worte zu deiner Vertheidigung findest. Grausamer! Wer heißt dich morden? Du bist nicht arm; deine Kleidung verräth es, daß du wohlhabend bist; auch scheint es nicht, daß dich je der Hunger geplagt hat; und warum würgtest du denn? — Würgst du zur Lust, so entweihe diese Gegend nicht durch deine Fußtritte, denn diesen Hain hat noch nie ein Raubthier entheiligt. Zur Lust konntest du tödten? — Wäre es möglich? — O so will ich mich vor deinem Antlitz verbergen, daß dein Blick mich nicht tödte. O Lileton! zu solchen Thaten

bist du nicht aufgelegt. Hier sank Licka auf das röchelnde Thier, und ein Strom von Thränen netzte ihre Wangen.

Lileton! wiederhohlte der Fremde; Unglückliche! kennst du ihn? — Ob ich ihn kenne? rief Licka aus, ob ich ihn kenne? — ihn — meinen Gemahl — den Geliebten meines Herzens! — — Weißt du, wo er ist, so gib mir ihn zurück — zurück, wenn du je weißt, was Liebe ist; oder führe mich hin — dorthin, wo er ist. Durch Dornen und Gebüsche will ich dir folgen, wenn ich nur den Geliebten meiner Seele wieder sehe. — —

Thörichte! sagte der Jüngling, du hast den Verstand verloren. Wie! Lileton ist dein Gemahl, er, der meiner Schwester Bräutigam ist? —

Unseliger! was sagst du? erwiederte Licka. Sieh mir ins Auge, Jüngling! und redest du wahr, so tödte mich; aber — — aber rede nicht weiter! — Seufzer erstickten Licka's Worte; mit ausgestreckten Armen warf sie sich an des Jünglings Hals, und weinte bittere Thränen. Melin stieß die Unglückliche von sich. Sie ist

eine Närrin, rief er, schwang sich wieder auf sein Pferd, und eilte mit seinen Jägern und Hunden nach der Burg. Licka lag ausgestreckt neben dem erlegten Hirsch; das Blut, das aus seiner Wunde floß, röthete den Busen des Mädchens. — — Wie gräßlich ist diese Scene! Mich däucht, ich sehe sie. Hilfe! Hilfe! Ist denn Niemand in dieser Einöde, der sich des armen Mädchens erbarmt? — Hilfe! Melin! Hilfe! wenn noch Menschlichkeit in deinem Herzen ist. — — Vergebens! Melin ist schon weit fort. Was weiß Melin von Menschlichkeit? — Erzogen im Schooße des Ueberflusses, erkennen die Reichen selten, was wahres Mitleid ist. Gewohnt, daß jedes Geschöpf zu ihren Füßen kriecht, dünken sie sich Götter der Erde, und sehen andere arme Wesen als Insekten an, die sie ungescheut zertreten können. Man muß selbst gelitten haben, wenn man wissen will, was Leiden ist. Der, der im Schooße des Ueberflußes erwuchs, den das wohlthätige Unglück nie zu weichern Empfindungen stimmte; der, dem nie eigner Schmerz eine Thräne aus dem Auge trieb, der wird selten bey dem Leiden seiner Brüder weinen. Es ist unglaublich, auf welchen Grad von Unempfindlichkeit der Mensch fähig ist, sein Gefühl zu verhärten. Ich kenne Menschen, die gar nichts rührt, die an nichts Theil

nehmen — Wesen, die in Menschenbildung herumgehen, und deren Seele grausamer als die Tigerseele ist. Bey dieser traurigen Erfahrung möchte das Herz des Gutdenkenden bluten; man möchte sich in eine Höhle, in eine Einöde wünschen, um von solchen Geschöpfen weit entfernt zu seyn.

Die dunkle Nacht streckte ihren Scepter über die Erde, und Gute und Böse schlummerten unter der Herrschaft des Schlafes, der seine grauen Fittige über die Halbkugel breitete. Lileton lag auf seinem goldenen Lager. Er träumte von der Gunst der Liebe in den Armen seiner künftigen Braut, und dachte auf die unglückliche Licka nicht mehr.

Licka brachte die Nacht in Thränen zu, und immer glaubte sie, daß das Bild ihres Geliebten sie umschwebe. Oft erhob sie sich, und wollte dieses Schattenbild umarmen; oft streckte sie ihre Arme nach ihm aus; aber bald sank sie wieder zurück, und entkräftet lag sie da, als ein Opfer des Grams und des Schmerzes.

Während der Zeit, als dieß Alles der armen Licka begegnete, schmachtete Nelsis im Kerker und erwartete das Urtheil des Todes. Die boshafte Fanny, die längst ihres

Gatten überdrießig war, mißbrauchte Nelsis aufrichtiges Herz. Nelsis liebte seine Fanny unaussprechlich. Fanny gab vor, daß sie ein unverheirathetes Mädchen wäre, daß sie Nelsis liebe, daß sie mit ihm das Glück seiner Tage theilen, mit ihm auf dem Lande in den Armen der Unschuld und der Ruhe leben werde. Der leichtgläubige, unerfahrne Jüngling zweifelte nicht an Fanny's Betheuerungen, und träumte sich schon die seligsten Tage seines Glückes. O Fanny! sagte er oft, ah! wenn mein Vater noch lebte, wie glücklich würde er seyn, wenn ihm Nelsis so ein gutes Mädchen zur Schwiegertochter brächte, wie du bist! Thränen fielen aus Nelsis Auge, als er von seinem Vater sprach, und da Fann'y sah, daß Nelsis Herz ganz in Bewegung von zärtlichem Gefühle und kindlichem Schmerze war, gebrauchte sie List, ihr Vorhaben zu vollenden. Sie griff leise nach Nelsis Hand, drückte sie an ihren Busen, sah starr zum Himmel und seufzte.

Was fehlt dir, Fanny, sagte Nelsis, was geht in dir vor?

Gott! Die Erinnerung an deinen Vater erinnert

mich auch an den meinigen, den ich so sehr liebte, und der so unglücklich starb.

Nelsis. Unglücklich starb — —

Fanny. Ja, Nelsis! er wurde ermordet.

Die Fortsetzung folgt.

Licka.

(Fortsetzung.)

Fanny. Ja, Nelsis! er wurde ermordet.

Nelsis. Ermordet! — und von wem?

Fanny. Von einem grausamen, abscheulichen Menschen, der mich zum Weibe haben wollte, und der meinen Vater mordete, weil er es nicht zugab.

Nelsis. Wo ist er? Laß mich ihn aufsuchen, daß ich ihn auch morde!

Fanny. Nein, Nelsis! laß die Rache dem Himmel über; es könnte dir mißlingen, du könntest unterliegen — — und was würde aus deiner Fanny werden! —

Nelsis. Gutes Mädchen! — —

Nelsis schlang seinen Arm um Fanny's Hals, und sein Herz pochte stärker als jemahls. Die böse Fanny wußte sich jeden Augenblick zu Nutze zu machen. — Nelsis! rief sie, o Nelsis! was habe ich gethan! —

Nelsis. Sage!

Fanny. Ich Unglückliche!

Nelsis. Rede! du bringst mich in Verzweiflung.

Fanny. Ich kann nie die Deine seyn.

Nelsis. Bey den Göttern! rede! du tödtest mich.

Fanny. Ich schwor — —

Nelsis. Was?

Fanny. Nur dem meine Hand zu geben, der mich an dem Mörder meines Vaters rächen würde.

Nelsis. Das schworst du? — Gut! — dein Nelsis wird dich rächen. Du sollst sehen, Fanny! wie stark die Liebe ist.

Fanny. Aber dein theures Leben — —

Nelsis. Was wäre mein Leben ohne dich. Ich bin bestimmt, dich zu rächen — ich fühle es, mein Busen schlägt — zeige mir ihn, den Mörder deines Vaters, daß ich ihn auch morde.

Fanny. Nun sehe ich, daß du mich liebst, Nelsis! Komm mit mir in die Burg, wo ich wohne, da sollst du ihn finden, und die That vollenden, die du unternimmst.

Fanny führte den armen Nelsis in die Burg, sie versteckte ihn in einer Laube im Garten, die zu ihrem Wohnzimmer führte. Da warte, sagte sie, und nach Mitternacht werde ich hinüber gehen, und den, der mir folgt — den morde!

Nelsis wartete; sein Herz pochte; Schauder durchströmte oft seine Glieder bey dem Gedanken des Mordes. Oft wollte er den Dolch von sich werfen; doch der Gedanke, Fanny auf ewig zu verlieren, der Gedanke, ihren Vater zu rächen, hielt ihn wieder zurück, und bestärkte ihn in seinem Entschlusse.

Die Mitternacht rückte heran. Noch nie war Fanny mit ihrem Gemahl so zärtlich als diesen Abend. Sie schmausten bis zur bestimmten Stunde des Mordes, und Fanny trank ihrem Gemahl noch auf seine Gesundheit zu, als sie ihn zum Tode führte.

Die Nacht ist schön, sagte sie, wir wollen im Gartenhause schlafen. Ich will wohl, erwiederte ihr Gemahl.

Fanny. Ich eile, Lieber! und erwarte dich dort mit Ungeduld. — Da umarmte Fanny ihren Gemahl, und kein Kuß der Liebe strömte feuriger von ihren Lippen als der Kuß des Mordes. — Sie ging. In der Laube horchte Nelsis auf die leisen Schritte. Bist du es? Fanny! rief er. Ich bin's, erwiederte sie: der Mörder folgt — räche mich, Geliebter!

Ohne Verdacht folgte der gute Gemahl seiner Mörderin. Schon war er der Laube nahe; Nelsis sah mit starrem Blick nach ihm, fiel ihn an, und stieß ihm den Dolch ins Herz.

Er schrie, röchelte und starb. Dem Himmel sey Dank! rief Nelsis, Fanny ist gerächt. Abscheulicher

Mörder! fühle nun selbst, was morden ist! — — Bey dem Geschrey des Grafen eilten die Diener herbey, und bemächtigten sich des unglücklichen Nelsis, der noch bewaffnet mit dem blutenden Dolche dastand. Was wollt ihr? schrie Nelsis; ich habe Fanny gerächet — habe einen Mörder getödtet, der Fanny's Vater Mörder war.

Das sind Ausflüchte, erwiederte man: der gute Graf war es — ein Mörder, ein Straßenräuber bist du — ein Bösewicht! — Fanny eilte auch herbey, und mit zerstreuten Haaren warf sie sich auf die Leiche ihres Gatten, und heulte zum Himmel, wie eine Rasende. Wo ist der böse Mörder, schrie sie, daß man ihn in den Kerker bringe. In den Kerker! sagte Nelsis; kennst du mich nicht mehr, Fanny? — Ich dich kennen, Abschaum der Menschheit! — Woher sollt' ich dich kennen? nie sah mein Auge dich, grausames Geschöpf, nie sprach mein Mund mit dir, boshafter Mörder! — Entfernt von mir diesen Bösewicht, ich kann seinen Anblick nicht ertragen.

Nelsis wollte reden, aber man ließ ihm nicht mehr Zeit; er wurde in den Kerker geschleppt, und drey

Tage darauf zum Tode verurtheilt. Schrecklich waren für ihn die Stunden, die er in diesem Wohnorte zubrachte. Wo bin ich! rief er, und wer hat mich in diesen Abgrund des Jammers gestürzt? O Fanny! Fanny! sollte es möglich seyn, daß du in solchem Grade böse wärest? — — Fanny! du, holdes Geschöpf — du sollst deinen Nelsis verlassen — sollst ihn betrogen haben? — Wenn du betrügen kannst — Gott! wem wird sich der Mensch anvertrauen können? — Nach seinem Verhör erfuhr Nelsis, daß der Ermordete Fanny's Gatte war. Ohnmächtig sank er zu Boden bey dieser Nachricht. Er, ihr Gemahl! rief er, welche Abscheulichkeit! — Wie bin ich hintergangen! — O Licka! o meine Schwester! — auch dich wird Lileton betrogen haben, denn er ist Fanny's Bruder. O Himmel! hätte ich doch nie meine Hütte verlassen, hätte ich mich nie unter Menschen gewagt, wie glücklich wäre ich gewesen! — — Der Richter, der für jede Entschuldigung des armen Nelsis taub war, verurtheilte ihn als einen Mörder zum Tode.

Man eröffnete Nelsis sein Urtheil: ruhig hörte er es an, und eilte hastig zum Tode. Oft rief er zum Himmel: Götter! erbarmt euch meiner Licka, und ver-

zeiht der grausamen Fanny. Fanny! — Licka! — waren seine letzten Worte, die er aussprach, und des Henkers Schwert trennte sein Haupt vom Rumpfe.

Nelsis Körper wurde aufs Rad geflochten, und eine Thräne floß für ihn aus dem Auge des gaffenden Pöbels — aus dem Auge des Wanderers; jeder, der vorüberging, fluchte seiner Leiche, und verwünschte den Mörder, dessen Unschuld er nicht kannte.

Sechs volle Monate waren vorüber seit Nelsis Tode, als die arme Licka sich entschloß, ihre Hütte zu verlassen, und ihren Bruder und Lileton, wo sie immer seyn möchten, aufzusuchen.

Erschöpft und ermüdet kam sie an die Burg; unwissend, daß diese der Wohnort ihres Geliebten war. Ganz entkräftet sank sie auf eine marmorne Schwelle hin, und staunte diesen großen Pallast an. Plötzlich hörte sie ein Freudengeschrey; Musik ertönte im Pallast. Es lebe Lileton und seine Braut! war das allgemeine Geschrey, das Alle ausriefen. Hastig erhob sich Licka bey Liletons Nahmen, und mit matten Schritten schwankte sie durch den Marmorsäulengang bis in den

Saal, wo Lileton an der Seite seiner Braut beym Hochzeitschmause saß.

Licka war erstaunt über die Pracht, die da herrschte. Die Menge der Gäste, die Niedlichkeit der Gerüchte setzten sie ganz in Verwunderung, und der Schimmer des Schmuckes, die silbernen und goldenen Gefässe, die Menge der prächtigen Kleider blendeten einige Augenblicke ihr Auge, das an solche Seltenheiten nicht gewohnt war. Licka sah und erstaunte; bald aber wandte sie ihren Blick von dem blendenden Schimmer, und ihr Auge suchte unter der Menge ihren Geliebten. Er saß an der Seite seiner Braut; Licka sah aufmerksam nach dem Mädchen, die Lileton zur Rechten war. Gott! rief Licka aus, was sehe ich! — So ist es denn wahr, daß mich Lileton vergaß? — — Diese, diese dort verdrängt also die arme Licka aus Liletons Herzen; — — Hier konnte sie den Anblick von Liletons Geliebten nicht mehr aushalten; schüchtern zog sie sich unter der Menge der Leute zurück, die den prächtigen Saal anfüllten, und die Zuseher, die Bewunderer der Pracht waren.

Nichts hat in der Welt einen wahren Werth — nichts, als die Tugend, alles Andere hat seinen Werth

nur in unserer Einbildung. Größe, Stolz, Ehre sind meistentheils Kinder unserer Imagination, und unterscheiden sich nur durch die Verschiedenheit ihrer Bildung. Die, die der Tugend ähnlicher sind, sind schöner, edler; die der Tugend unähnlich sind, sind entstellte Geburten. Wir bewundern die Pracht, den Reichthum der Großen, und der Große wird darauf stolz, da seine Selbstliebe den Weihrauch seinen Verdiensten zueignet, den die Schwäche unserer Denkart seinen Thorheiten streut. Es gibt keine Größe ohne Tugend; nur der ist groß, den der Edle seiner Achtung würdig hält. Der Mensch gleicht einem Künstler; er ist groß, wenn ihn die wenigen Kenner der Kunst bewundern; er ist nicht groß durch den Zuruf von unbedeutenden Thoren.

Wenn Scheelsucht wider dich und Bosheit tobt,
Sollst du nicht dem Tadel weichen;
Doch Freund! sobald der Narr dich lobt,
So ist es Zeit, dein Tagwerk auszustreichen.

Der gute Mensch kann Wenigen gefallen;
Mit diesem stimmt ja die Erfahrung ein.
Nothwendig müssen unter Allen
Der Narren mehr als Weise sein.

Nur der ist groß, der seine Größe
In seiner edlen Seele fühlt.
Kein goldnes Kleid verdeckt die Blöße,
Wenn es Unwürdige umhüllt.

Sieh Menschen mit gesunden Augen,
Nimm ihnen Rang, Geburt und Stand;
Und frag' dich, ob sie dennoch taugen;
Dann gib dem Edlen deine Hand.

Der Schimmer blendet nur den Narren,
Den Pöbel und ein tändelnd Kind;
Der Mann, der je die Welt erfahren,
Kennt, was des Lebens Schätze sind.

Die Liebe jedem Menschen zeigen,
Den Feinden wissen zu verzeihn,
Sich nie vor einem Schurken beugen,
Sich treu dem Land und seinem Fürsten weihn,
Das heiß ich groß und edel seyn.

Ja! das ist allein groß, arme Licka! das ist allein edel; aber wo sind die wenigen Menschen, die diese Größe zu schätzen wissen? — Armes Kind! dich hat ländliche Unschuld erzogen; du kanntest noch wenige Bedürfnisse, und die traurige Erfahrung hat dich noch nicht gelehrt, wie böse die Menschen in den Städten sind. Entferne dich aus diesem Pallast! Wenn dir deine Ruhe lieb ist, gehe wieder zurück in deine Einöde! — Doch ich Thörichter! warum will ich dich arme Unglückliche zurückweisen? Die heiligen Rechte der Natur schützen ja dein Unternehmen; du bist Liletons Weib; der Himmel hat seine Schwüre auf dem Grabe deines Vaters gehört; das Kind, das du unter deinem Herzen trägst, ist von ihm; weiche nicht! deine Ansprüche sind zu heilig — du wirst siegen.

Licka liegt schon zu Liletons Füßen; mit zum Himmel gestreckten Händen fleht sie um Barmherzigkeit und Erbarmen; aber Lileton kennt seine Licka nicht mehr, mit einem Blick voll Zorn und Verachtung sieht er sie an, und stoßt sie endlich mit Unwillen von sich.

Wie! sagt Licka, Unbarmherziger! du kennst mich nicht mehr! ist es möglich, Lileton! ist es möglich,

daß du mich betrogen hast? — Grausamer! was habe ich dir gethan? ist es denn ein Verbrechen gewesen, daß ich dich liebte? Verzeihe mir, Lileton! verzeihe mir, daß ich dich gut glaubte. Wer hatte mich in meiner Einöde gelehrt, daß Falschheit auf den Lippen der Liebe wohnen könne? nie sah ich Täuschung von dem umschuldigen Vogel, der in der Einöde sein Nest baut; nie hörte ich die Nachtigall über die Untreue ihres Geliebten jammern. Nie sah ich, daß der Hirsch seine Hindin verließ, die er sich zur Gattin gewählt hat. Selbst der Raubvogel, der traurige Uhu, besucht in den mitternächtlichen Stunden seine Geliebte, und sorgt für das Leben seiner Jungen; wie konnte ich vermuthen, Lileton! daß Menschen fähig wären, das zu verlassen, was ihnen das Theuerste in der Welt seyn sollte? Aber wie ich sehe, ist eure Denkart ganz anders in den Pallästen. Warum hast du mich denn betrogen? Was habe ich dir denn gethan? War es denn eine Sünde, dich zu lieben? Hab' ich dich nicht geliebt, wie eine Selige dich lieben könnte? Hast du mir nicht auf dem Grabe meines Vaters geschworen? nicht den Gott selbst zum Zeugen genommen, der die Sonne so prächtig schuf, die über unserm Scheitel glänzet? Hast du aber dieses Alles vergessen, so vergiß die Mutter deines Kindes nicht!

Unter diesem Herzen schlägt ein Wesen, dem du das Daseyn gabst — das dein Kind ist. — O Lileton! wenn die Stimme der Liebe keine Gewalt über dein Herz mehr hat, so soll die Natur meine Fürsprecherin seyn.

Die Fortsetzung folgt.

Licka.

(Beschluß).

Bey diesen Worten stürzte Licka zu Boden, und benetzte mit Thränen den Rasen, auf dem sie saß. Erhebe dich, sprach Lileton! thörichtes Mädchen, und warf ihr einen Beutel Geld zu. Geh, und beunruhige mich weiter nicht mehr! Dieß Geld ist hinlänglich, dich und dein Kind zu versorgen. Was willst du mit diesem Gelde, sagte Licka; willst du dich von der Pflicht der Natur loskaufen? Elender! Hier hast du dein Geld; ich habe deines Geldes nicht nöthig. In eine Einöde will ich mich verstecken, bey Felsen um Erbarmen betteln, und um Mitleid bey gefühllosen Bäumen — Geh! Ich brauche dein Geld nicht. Meine Brüste werden deinen Säugling nähren, so lange sie können, und wenn Gram

und Schmerz mich tödtet, wird vielleicht eine gutthätige Wölfin Mutterstelle an deinem Kinde vertreten, um dich, Unmensch! zu beschämen.

Lileton hörte der Unglücklichen nicht länger zu; er ging zurück in den Pallast, und die Diener führten Licka aus der Burg mit den schärfesten Bedrohungen. Verzweifelnd wie sie war, lief sie mit zerstreutem Haare ins nahe Dorf hinab, und da Niemand im Dorfe sich getrauete, die Unglückliche aufzunehmen, so war sie genöthiget, im weiten Felde unter einem Baume Zuflucht und Gastfreyheit zu suchen.

Als sie einige Schritte vom Dorfe entfernt war, führte sie der Weg zu der traurigen Stätte, wo die Gebeine ihres unglücklichen Bruders moderten; da blieb Licka stehen, und sah dieß wunderbare Gerüst an. Ein Wanderer ging vorüber. O sage mir, Lieber! sagte Licka, wer war der Unglückliche, dessen Körper nicht einmahl ein Grabhügel deckt? Einige behaupten, sagte der Bauer, es war ein guter Junge — er soll verführt worden seyn; aber er ist doch eines grausamen Todes gestorben. Die böse Fanny! Ich möchte doch keinen Antheil an dieser That haben. Fanny sagst du? Wie nann-

te sich denn der Unglückliche? Man sagte, er nannte sich Nelsis, erwiederte der Bauer.

Nelsis! schrie Licka, und sank bey der Mordstäte nieder. Der Bauer entfernte sich vor Furcht, und Licka lag eine Weile ganz außer sich. Endlich erholte sie sich wieder, und warf ihren Blick auf das hohe Rad hinauf, wo Nelsis Leichnam moderte. Mein Bruder! schrie sie, mein Bruder! und umfaßte den Balken, der das Rad unterstützte, und schüttelte ihn so heftig, daß Nelsis Leichnam herunter fiel. Nun habe ich dich wieder, sagte sie, und warf sich auf das modernde Gerippe. Nun soll uns nichts mehr trennen; hier, wo du starbst, will auch ich sterben. So schrie Licka. Die heftigen Gemüthsbewegungen beförderten die Zeit ihrer Geburt; sie ward Kindes Mutter, und ein liebvolles Kind erblickte in den Schreckenstunden der schwärzesten Nacht auf dieser schaudernden Stäte die Welt. Es war ein Sohn; Licka drückte ihn an ihr Herz und starb. — Ohne Hilfe, ohne Unterstützung starb auch das Kind, und Licka lag todt auf Nelsis Leichnam, und an ihrem Herzen ihr Sohn, als am Morgen die Sonne wieder aufging. Man erzählte den Zufall an Liletons Tafel, aber niemand machte sich was daraus; einige jun=

ge Herren aus der Stadt wußten sogar hierüber zu scherzen. Liletons Braut allein wurde nachdenkend über die Sache, sie befahl die Unglücklichen an dem Orte zu beerdigen, wo man sie fand. Diese Geschichte machte so vielen Eindruck auf Rosettens Herz; sie war immer traurig, und starb noch im ersten Jahre ihrer Heirath. Vor ihrem Tode, sagte sie, sie hätte die arme Licka vor ihr gesehen, die ihr versprach, sie in eine bessere Gegend bis gegen der Nacht abzuhohlen. Rosette starb auch um die nähmliche Stunde der Nacht; die boshafte Fanny wurde von ihrem eigenen Buhler an dem Orte ermordet, wo der unglückliche Nelsis sterben mußte. Lileton hatte weder Ruhe noch Vergnügen mehr. Er verließ das Land, ging in die Stadt, und starb eines elenden Todes.

An dem Orte, wo dieser trurige Auftritt vorging, steht nun eine Feldsäule, und unweit davon lebt ein Eremit, der den Vorüberreisenden diese Geschichte erzählt. Ich hörte sie selbst aus dem Munde des Alten; wir saßen auf einem Hügel gegen Abend, die Sonne ging unter, und die Abendröthe färbte diesen Mordhügel scheußlich roth, als wollte sie die Wahrheit dieser Geschichte bestätigen. Als der Eremit Liletons Nahmen aussprach, flogen sieben große Raben über unsern

Scheitel, und schrien gräßlich in den finstern Wald hinein, als wollten sie ein Klagelied anstimmen. Tief ist dieses Bild noch in meiner Seele — tief Licka's Nahme noch in meinem Herzen.

Charakter des wahren Wollüstlings.

Der Wollüstling ist ein fühlloses Geschöpf, das aller feinern Empfindungen unfähig ist; — er sucht nichts als thierischen Genuß, und liebt niemanden als sich selbst.

Dem Wollüstling ist nichts heilig; er schändet die Freundschaft, und entehret das heilige Zutrauen der Unschuld; seine Gelüste zu befriedigen ist sein Zweck, und kein Mittel ist so schändlich, das er nicht anwendet, wenn es ihn nur dahin führt. Hat er seinen Zweck erreicht, so verläßt er den Gegenstand, den er sich wählte, und sucht einen andern; den ersten hat er unglücklich gemacht, den zweyten sucht er unglücklich zu machen. Der Leichtsinn seines Charakters schließt jede edle Empfindung aus seinem Herzen; er hört das Jammern der Unschuld nicht; keine Thräne der Armuth rührt sein Herz, und das Elend der Verführten macht keinen

Eindruck auf seine Seele. Er sieht die Mädchen gleich Blumen an, die zum Genuße im Garten stehen; mit räuberischer Hand pflückt er sie ab, und wirft sie fort; ungescheut sieht er die welkenden Blumen bey seinen Füßen, er zertritt sie, und sucht wieder andere auf. Der Wollüstling ist unfähig zur Freundschaft; er entehrt dein Weib, und verführt deine Tochter, und schändet deine Schwester.

Kennzeichen des Wollüstlings.

Der Wollüstling ist leicht von dem wahren Liebhaber zu unterscheiden. Seine Art sich gegen das Frauenzimmer zu betragen, ist äußerst leichtsinnig; er schwätzt viel, und denkt wenig, und was er schwätzt, ist äußerst albernes Zeug. Schmeicheley ist sein Steckenpferd; er vergöttert jedes Mädchen, und bethet es an; sein Blick ist unverschämt, und sein Betragen ausgelassen; er scherzt gern über Unschuld und Sittsamkeit, und macht die Eingezogenheit lächerlich. Spricht er in Gesellschaft von Frauenzimmern, so nennt er jedes rechtschaffene Weib, und jedes sittsame Mädchen eine Prüde. Er scherzt gern mit zweydeutigem Witze, und weiß das Betragen jedes rechtschaffenen Mannes lächerlich zu machen.

Er appretirt sich zu Allem; ist äußerst gefällig, bis er seinen Endzweck erreicht hat. In Gesellschaft von seines Gleichen spricht er äußerst verächtlich vom Frauenzimmer; er läßt jedes Weib, jedes Mädchen durch, und rühmt sich jeder unbedeutenden Gunst; ist er beym Caffee oder Wein, so geht keine ehrliche Frau und kein ehrliches Mädchen vorüber, wovon er nicht die unverschämtesten Anekdoten zu erzählen weiß. Diese Züge des Wollüstlings sind nach wahren Original-Charakteren gezeichnet; sind wahr und untrüglich.

Gute, liebe Mädchen, wenn ihr mit Männern Umgang sucht, so gebt auf diese Charakterzüge acht! Verräth sich euer Liebhaber durch einen einzigen Zug, so seyd versichert, daß er euch nicht liebt, daß er euch zu hintergehen, zu betrügen sucht — es würde euch gehen, wie der armen Licka.

Grundregeln.

Nehmt keinen Wollüstling zum Liebhaber, denn er wird euch verführen, und die Verführte unglücklich machen.

Nehmt keinen Wollüstling zum Freund, denn wenn seine Gelüste es wollen, so ist ihm nichts heilig.

Vertraue keinem Wollüstling deine Tochter, oder dein Weib, denn er wird sie beyde beschimpfen.

Nimm keinen Wollüstling zum Manne, denn die Bande der Freundschaft und der Treue ketten sein Herz nicht an das deine.

Verlasset euch in keiner Sache auf einen Wollüstling, denn er ist nur so lange gut, nur so lange gerecht, nur so lange Freund, als seine Gelüste es ihm erlauben.

Beweggründe.

Ueberzeugt euch, liebe Mädchen! daß euch so ein Mensch nicht liebt; überzeugt euch, daß Alles, was er euch sagt, wahre Lügen sind; glaubt mir, daß er euch in seinem Herzen für dumme Gänse ansieht, die nicht Unterscheidungkraft genug haben, seine Verstellung zu erkennen.

Habt wahre Schätzung und Hochachtung für euch selbst, lernt den wahren Werth eures Geschlechts ken-

nen, und begegnet mit edler Verachtung dem Niederträchtigen.

Glaubt mir, daß ihr, wenn ihr auch nicht schön, nicht reich seyd, wenn ihr nur ein gutes edles Herz habt, doch Männer finden werdet. Suchet euch nicht durch Coquetterie von andern Mädchen zu unterscheiden, sondern durch Eingezogenheit, durch einen edlen Anstand, und ihr werdet die Blicke des Rechtschaffenen doch auf euch ziehen; er wird euch bemerken, wie eine Rose, die unter den Feldblumen blühet. Glaubt mir, gute Kinder! daß ein eingezogenes Mädchen eher einen Mann findet, als eine Coquette. Wenn ihr wüßtet, ihr Lieben! wie die Männer mit euch spielen, wie sie sich eurer Eigenliebe bedienen, wie sie euch zu Närrinnen machen, und euch dann wieder durchhecheln, daß es abscheulich ist! Wie dauert mich nicht manches gute Kind, das die Welt nicht genug kennt, das das Opfer ihres Leichtsinns wird.

Der Hang zu gefallen, gute Kinder! ist die Ursache eurer Thorheit. Ihr wollt gefallen — aber wem? — Jedermann! — Wer Allen gefällt, gefällt Niemanden. Kann man denn stolz seyn auf den Beyfall von Nar-

ren? — Den Beyfall der Edeldenkenden haben, das ist groß, und der Beyfoll der Edeldenkenden ist immer der Beyfall der Wenigern. Glaubt mir, gute Kinder! ihr müßt mehr Hochschätzung für euch haben, mehr edlen Stolz. Der Mann, der eure Freundschaft, eure Liebe sucht, muß euer würdig seyn; ihr müßt ihm eure Liebe nicht hinwerfen; er muß sie verdienen. Wenn ihr so handelt, gute Kinder! so wird euch der Edle bald von den Thörinnen unterscheiden; eure Gunst wird ihm werth seyn; denn der Edle kann stolz auf die Freundschaft eines edlen Frauenzimmers seyn, wenn er sich sagen kann: diese Freundschaft ist der Lohn wahrer Verdienste, und ich darf dieß Herz mit keinem Narren und mit keinem Dummkopfe theilen.

Coquetterie.

Der Grund der Coquetterie ist meistenstheils Mangel des Verstandes. Ein Frauenzimmer, die eine Coquette ist, hat zu wenig Stärke des Geistes, um unpartheyisch über sich selbst zu urtheilen; sie will gefallen, und ergreift die unrechten Mittel.

Ein coquettes Frauenzimmer sucht nur das Sinnliche in ihren Eroberungen; in dieser Rücksicht will sie jede Nebenbuhlerin ihrer Coquetterien übertreffen.

Die Coquetterie ist eine Art des falschen Ehrgeitzes; denn das coquette Frauenzimmer geitzet nach Eroberungen. Diese Begierde wird bey mancher unersättlich; daher ist ein coquettes Weib weder der Liebe noch der Freundschaft fähig; sie sucht keinen Liebhaber, sondern einen Sklaven, der zu ihren Füßen schmachtet und den ihre Ketten ewig fesseln sollen. In einer Gesellschaft von Männern sucht sie Allen zugleich zu gefallen. Sie nickt diesem mit dem Fächer, winkt jenem mit dem Auge, und lacht dem dritten mit dem Munde zu. Sie hasset den Mann, von dem sie glaubt, daß er ihr widerstehen kann, und verfolgt jedes Frauenzimmer ohne Unterschied, das einige Verdienste hat.

Die Lästerschule der weiblichen Gesellschaft hat ihren Grund in der Coquetterie; eine Coquette weiß immer etwas Lächerliches über ein anderes Frauenzimmer anzubringen. Die Coquette ist gegen jedes andere Frauenzimmer eifersüchtig; es ist die höchste Beleidigung für sie, ein Mädchen oder eine Frau in ihrer Gegenwart

zu loben. Wenn sie lobt, so weiß sie im Lobe selbst zu schänden; zum Beyspiel: die Frau A**, sagt sie, ist eine recht gute Frau, eine treffliche Haushälterin; wenn man des Morgens kömmt, so findet man sie schon so schmutzig, wie eine Küchenmagd: schön ist sie nicht, das ist wahr, aber ihre Seele ersetzt die Mängel ihrer Bildung, denn sie hat ein vortreffliches Herz; nur Schade, daß sie ewig zankt, wie ein Wäscher-Weib, und daß sie so abscheulich geitzig ist. Ihr Mann ist ein lebendiger Martyrer, wie man sagt; übrigens ist sie ein recht braves Weib.

Grundsätze.

Die wahre Coquetterie ist meistentheils keiner Besserung mehr fähig.

Die Coquetterie schließt alle wahre Liebe aus.

Die Coquetterie ist im Stande, ein Frauenzimmer zu allen Ausschweifungen und Lastern zu verführen.

Warnung für junge, unerfahrne, romanhafte Leute.

Gute Jünglinge! die ihr schwärmerische Begriffe von der Liebe habt; die ihr aus Mangel der Weltkenntniß jedem schönen Gesichte eine schöne Seele zudichtet, seyd vorsichtig, und denkt auf die boshafte Fanny, wie sie den guten, arglosen Nelsis zum Mörder machte. Glaubt nicht jedem schmeichelnden Worte, nicht jeder täuschenden Miene, nicht jedem schmachtendem Auge: das Mädchen ist witziger als der Jüngling im Punkte der Coquetterie; Niemand wird leichter betrogen, als der Liebende; denn er sieht nicht, bis er von seinem Taumel erwachet, und dann ist es oft zu spät. Mancher macht sich ein Ideal von einer Gottheit, und gibt die Bildung des Engels einer Krötenseele. Hast du ein gutes Herz, so ist es noch leichter dich zu betrügen, denn du bist weniger vorsichtig, und kennst die Verstellung nicht. Habe Achtung für jedes Frauenzimmer, Ehrfurcht für die, die ein Engelgesicht hat und den sittsamen Anstand auf ihren Wangen; aber traue keiner, bis du sie recht kennst.

Staatliche Bibliothek Passau

Sophie Lauber.

Eine wahre Geschichte.

Es dämmerte schon gegen die Nacht, und die Stille des Abends verkündigte allgemach die Ankunft der Ruhe. Der Hirt trieb die Heerden ins Dorf, und außer dem Geklingel des unermüdeten Landmanns, der vor der Hütte seine Sense ausbesserte, hörte man kein Geräusch mehr in der ganzen umherliegenden Gegend. Ich saß in meiner Postkutsche, und hing meinem Gedanken über die Herrlichkeit eines prachtvollen Sommerabends nach. Verschiedene Scenen rührten mein Herz. Häusliche Eintracht und Liebe fand ich vor der armseligen Hütte, vereint mit Armuth und Elend, und mein Auge weidete sich an den verschiedenen Gegenständen: dort sah ich einen Mann, wie er ausgestreckt auf dem grünen Rasen da lag, und sein Haupt ruhte in dem Schooße

seiner Gattin. Da sah ich halbnackte Kinder; in Reihen saßen sie um den treuen Haushund; flochten ihm Kränze von Feldblumen, und spielten mit dem fürchterlichen Thiere, das dankbar mit seiner Zunge die schmuzigen Wangen der Kinder seines Wohlthäters leckte. Hier sah ich ein ländliches Mädchen am Ufer des Baches; sanft säuselte die Quelle über ihre Füße; sie kämmte ihr Haar und badete ihr Antlitz im Wasser. Alles dieß sah ich — fühlte ich — — da störte mich plötzlich mein Postknecht in meinen Gedanken, denn er blies in sein Horn, und das spottende Echo wiederholte seine gleichförmigen Töne, und rief den weithorchenden Tabernen zu, daß noch ein Reisender auf der Straße wäre. Schnell rollte die Kutsche zwischen hohen Bergen hinunter, und seitwärts breitete ein altes Schloß seinen nächtlichen Schatten über die Gegend. Schwarze, hohe Mauern mit Moos und Epheu bewachsen, thürmten sich in die Höhe, und in den zerfallenen Thürmen fanden Nachteulen und Fledermäuse ein gastfreyes Lager. Eine kleine Glocke in der Veste verbreitete ihren langweiligen Ton weit in die Ferne, und verkündigte die letzte Bethstunde der Gefangenen. Am Fuß dieses Berges war ein Posthaus; da setzte mich mein Kutscher ab. Der Postmeister bewillkommte mich sehr freundlich, und führte

mich auf ein Zimmer, in dem ich in gerader Linie diese fürchterliche Veste mir gegenüber sah. Ich war lange am Fenster, und betrachtete diesen melancholischen Ort, als der Ton einer ganz düster klingenden Glocke mich aufmerksam machte, welche die kläglichsten Töne von der Veste herabjammerte. Was heißt dieses traurige Geläute? sagte ich zu dem Postmeister. Es bedeutet nicht viel; es stirbt ein Gefangener — wir sind dieses Geklingel schon gewohnt — Gott sey seiner armen Seele gnädig!

Ich. Sind wohl viele Gefangene hier?

Postm. O ja, eine Menge.

Ich. Und sterben viele?

Postm. Ja, wohl täglich einer oder zwey.

Ich. Und woher kömmt das?

Postm. Sie sind armselig gehalten.

Ich. Warum das?

Postm. Der Schloßwärter ist ein harter Mann, der seine Gefangenen halb erhungern läßt.

Ich. Und trifft man denn keine Abänderung?

Postm. Mein Gott, nein! man ist froh, wenn man die Gefangenen bald vom Brod bringt.

Ich. Kann man die Gefangenen nicht sehen?

Postm. O ja! wenn Sie dem Schloßwärter eine Doceur machen, so zeigt er Ihnen die ganze Veste. Er kömmt heute Abend gewiß noch herab, denn gemeiniglich bringt er seine Collation bey mir ein, und dann will ich ihn sprechen.

Ich. Sie erweisen mir einen angenehmen Dienst, Herr Postmeister!

Der Postmeister verließ mich, und ich war froh, daß er mich verließ; meine Seele war gedrängt, und nun hing ich ganz meinen Gedanken nach. Ich warf noch einen Blick auf die Veste hin, und ich fühlte, ich weiß nicht wie viel Schwermuth in meinem Herzen; eine

Thräne glitt meine Wange herunter, und der Ton der Sterbglocke klang noch in meinem Ohr, und ich wiederholte das: Gott sey seiner armen Seele gnädig! das der Postmeister mit eiskalten Lippen so ganz maschinenmäßig aussprach — Gott sey seiner armen Seele gnädig! —

Ich weiß nicht, wer du bist, rief ich aus, unglücklicher Mensch! den diese Stunde seiner Fesseln befreyet; unbekannt mit dir und deinem Schicksale nehme ich Antheil an deinem Leiden. Vielleicht bist du Gatte, Vater oder Freund; vielleicht jammert ein treues Weib um dich, oder arme Kinder, oder ein gefühlvoller Freund, der schlaflos auf seinem nächtlichen Lager um dich seufzet. Vielleicht bist du auch ein ganz verlassenes Geschöpf, hingeworfen in die Welt, und fremd, wie ein Laub in einem öden, steinigen Thale, das ein Sturmwind in die Tiefe geweht hat. Wer du auch bist, so bist du Mensch, und du leidest. So dachte ich, stützte mein Haupt auf meine Rechte, und schlummerte am Fenster in traurigen Phantasien. — Plötzlich kam der Postmeister auf mein Zimmer. Nun können Sie den Schloßwärter sehen, sagte er, er ist unten in der Schenke, wenn Sie sich wollen die Mühe geben, hinunter

zu kommen, denn er kömmt nicht herauf; er hat seinen gewissen Humor im Kopf, der nicht so leicht aus ihm zu bringen ist. Ich verließ mein Zimmer, und kam in die Zechstube. Da sah ich einen kurzen dicken Mann mit einem Schnurbarte; er hatte eine kleine vielrunzlige Stirne; die Augen lagen tief im Kopfe; seine Nase war stumpf und breit, und sein Mund fürchterlich weit. Er hatte zwey grosse Zahnlücken, und stotterte mit der Zunge. Sobald er mich sah, setzte er seinen Hut auf, und drückte ihn herab bis ins linke Auge, schmauchte Tabak, und fluchte etlichemale abscheulich. Ich muß gestehen, daß mir die Bildung dieses Mannes auffiel, als ich in das Zimmer trat. Ich blieb unvermerkt stehen, und faßte ihn starr ins Auge. He! Kamerad! fing er an, was sieht er mir so ins Gesicht? Gefalle ich ihm? — Sage er mahl, Kamerad! seh ich nicht einem rechten Raufteufel gleich? Ganz gewiß, erwiederte ich, und obgleich Ihre Gestalt etwas klein ist, so ersetzt doch Ihr feuriges Auge, und das Ansehen, daß Sie sich zu geben wissen, diesen unbedeutenden Fehler der Natur. Er ist mein Mann, Kamerad! sagte der Schloßwärter: das denk' ich auch; was nützt es ein ellenlanger Kerl zu seyn, wenn man

keine Geschicklichkeit besitzt. Kurz und gut, ist ein altes Sprichwort.

Ich lernte bald die schwache Seite dieses Mannes kennen, und bediente mich derselben zu meiner Absicht. Ich sah, daß der Stolz dieses Mannes darin bestand, ein fürchterliches Ansehen zu haben; ich suchte daher aus seiner Zwergen-Physiognomie alles Mögliche zusammen, wovon ich ihm eine Apologie seiner Fürchterlichkeit halten könnte, und gewann ganz das Herz dieses Mannes, wozu hauptsächlich die Lobsprüche beytrugen, die ich ihm über seinen Schnurbart machte. Es kam so weit, daß er mich niedersetzen hieß, und mir erlaubte das Haupt zu bedecken.

Wenn man mit Leuten von solcher Art zu thun hat, so muß man sie mit Klugheit behandeln; sie sind im Grunde weniger schlimm als sie scheinen. Unrichtige Begriffe von Größe und Ehre, üble Erziehung bildete sie zu dem, was sie sind. Wenn man ihre schwache Seite einmahl kennt, so kann man sie mit gewisser Vorsicht zu den besten Handlungen leiten; nur muß man ihren Stolz nicht beleidigen, ihnen nicht widersprechen, und immer zuerst scheinen, als wenn man ganz

ihrer Meinung wäre. Leitet man sie zu besseren Handlungen, so muß es nicht scheinen, daß man sie leite, sondern diese Leitung muß so geschehen, daß sie glauben, jede edle That, zu der man sie führt, sey ihr eigenes Werk.

Ich wollte lieber einen groben, harten rauhen Menschen zum zärtlichen, gefühlvollen Menschenfreund umbilden, als einen verdorbenen Höfling, der einer verpfuschten Statue ähnlich ist, die ein Lehrjunge verstümmelt hat, und aus der kein Bildhauer mehr im Stande ist, eine regelmäßige Figur zu schnitzeln.

Der Schloßwärter ward im Kurzem mein Freund. Er versprach mir noch diesen Abend das Schloß zu zeigen, und erzählte mir die meisten Geschichten der Unglücklichen, die unter seiner Obsicht waren. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, fing er an, ein Gefangenwärter zu seyn. Sie können sich nicht einbilden, welche Mühe uns die verwünschten Kerls machen. Ich mache zwar nicht viel Zeremonien mit ihnen, und wenn ich nicht guter Laune bin, so schlage ich sie krumm und lahm. Mein Herr! erwiederte ich, Sie wollen mir vermuthlich mit Fleiß ganz widrige Begriffe von Ihnen beybringen;

verzeihen Sie, mein Herr! wenn ich in diesem Punkte nicht ganz Ihren Worten glaube. Obwohl Sie ein sehr fürchterliches Aussehen haben, so entdecke ich doch in Ihren Gesichtszügen ein gutes Herz, und ich bin versichert, daß dieses gute Herz, das Sie schon in mancher Gelegenheit werden gezeigt haben, den Fürsten bewogen hat, Ihnen die Aufsicht über seine Gefangene zu geben; denn da der Fürst selbst ganz Güte und Menschlichkeit ist, so konnte er keine bessere Wahl für so ein wichtiges Amt treffen, als daß er einen Mann, wie Sie sind, zu wählen wußte, der Wohlwollen und Güte mit Ernst zu vereinen weiß.

Der Schloßwärter. Sie halten also mein Amt für wichtig?

Ich. O ja, für sehr wichtig. Sie haben so viel Gelegenheit Gutes zu thun, und Ihren trefflichen Charakter auszuzeichnen — das Wohl vieler Unglücklichen hängt nun vollkommen von Ihnen ab; in Ihrer Macht steht es, ihr Schicksal zu erleichtern: und was kann Edleres und Schöneres seyn?

Schloßw. Sie machen mir da Complimente, die ich nicht verdiene.

Ich. Verdienen gewiß; aber zu viel Bescheidenheit besitzen Sie, um Lobsprüche hierüber anzunehmen.

Schloßw. So viel Schönes und Gutes hat noch kein Mensch aus meiner Physiognomie gesagt; und sehen Sie denn dieses Alles wirklich in meinem Gesichte?

Ich. Ich muß Ihnen gestehen, mein Herr! daß bey dem ersten Anblick Ihre Gesichtszüge äußerste Härte und Unbarmherzigkeit anzeigen, wenn man Sie aber näher betrachtet, zo liegt sehr viel Gutes in Ihrem Auge, und es scheint, als hätte Ihre Vernunft über Ihr Temperament die Oberhand erhalten. Gott! wie sich unser Fürst vom Herzen freuen würde, wenn er wüßte, wie sehr Sie seiner Anstellung Ehre machen, denn er hasset harte, unbarmherzige Menschen, und liebt die Guten.

Bey diesen Worten heftete der Gefangenwärter seinen Blick starr zur Erde. Mein Herr! rief er endlich aus, ich war ein harter Mann; ich habe mir Vorwürfe

über manche Unbarmherzigkeit zu machen, da Sie mir aber sagen, daß doch so viel Gutes in meinem Gesichte liege, so will ich auch wahrlich gut werden.

Ich. Die Züge des Menschen ändern sich nach seiner Denkungsart; die Züge der Güte werden sich immer deutlicher auf Ihrer Stirne zeigen, und diese Züge der Güte, verbunden mit Ihrer ernsten Miene, werden Sie zu dem ansehnlichsten Manne in der ganzen Gegend machen.

Schloßw. Nun, das soll auch seyn; meine Tochter hat es mir oft gesagt.

Ich. Ihre Tochter? — Haben Sie auch eine Tochter?

Schloßw. Ja! ein gutes Kind; Tag und Nacht sitzt sie bey den Gefangenen, und wenn einer krank liegt, so geht sie nicht mehr von der Stelle, bis er entweder geneset, oder stirbt.

Ich. Das muß ein treffliches Kind seyn.

Schloßw. Gut und hübsch ist sie; hat einen schlanken Wuchs, wie eine Rebe, und ein Aug' im Kopfe wie eine schwarze Kirsche. Das Mädchen ist meine einzige Freude in dieser Einöde, und hat mir noch nie einen Verdruß gemacht, ausgenommen, daß sie der Geyer immer bey den Gefangenen hat. Ich möchte wohl eine gute Heirath für sie finden.

Ich. Ich zweifle nicht daran; die Vorsehung sorgt unmittelbar für solche seltene Geschöpfe; Ihr Mädchen wird nie unglücklich seyn.

Schloßw. Herr! das Mädchen ist schön, und wenn sie Ihnen gefällt, so gebe ich sie Ihnen gleich zum Weib, und trete Ihnen meine Gefangenwärterstelle obendrein ab.

Ich hatte nun ganz das Herz dieses Mannes, und als ich ihm sagte, daß ich schon verheirathet wäre, so weinte er, und bath mich mit thränenvollem Auge, ihm einen Schwiegersohn zu bringen, der eine so gute Meinung von ihm hegte, wie ich.

Ich sah ein, daß es ein abscheuliches Vorurtheil ist, Menschen von dieser Classe zu verachten; daß Verachtung meistentheils Ursache ist, warum solche Menschen hart und unbarmherzig werden. Ich sah ein, daß sie oft die beste Anlage zum Guten haben, daß der Same der Tugend in ihnen liegt, und nur eine sanfte Wärme erwartet, um zu grünen.

Die Fortsetzung folgt.

(Fortsetzung.)

Sophie Lauber.

Eine wahre Geschichte.

Der Mann führte mich noch sehr spät ins Schloß, und ich mußte ihm versprechen, bey ihm zu übernachten. Als wir im Schloße waren, suchten wir seine Tochter auf, und wir fanden sie im Kerker eines Gefangenen, der diesen Abend in ihren Armen verschied. Doch ist mir der Auftritt unvergeßlich, den ich sah; noch ist das Gemählde so lebhaft in meiner Seele, daß ich es gleich zeichnen und mahlen wollte.

Ein düsterer Kerker — eine einzige Lampe beleuchtete ihn — Sie stand auf einem hölzernen Stuhl — und ihr matter Schein fiel auf das blasse Gesicht des Verstorbenen. Dieser lag auf einem mit einem weißen Leintuche bedeckten Schragen — zu seinen Füßen waren

Ketten und Fesseln nachläßig hingeworfen. Blumen lagen zerstreut auf der Leiche, und seitwärts saß das holdeste der Mädchen. Ihr Blick war zur Erde geheftet, ihre Hände lagen übereinander gekreuzt in ihrem Schooß, und eine Thräne nach der andern träufelte aus ihrem wunderschönen Auge. Keine Verzerrung war in ihrem Gesichte; ihre Corallenlippen standen halb offen, und eine Reihe der schönsten Zähne erhöhten ihr traurig schmachtendes Antlitz. Die Hälfte des Busens deckte ihr blondes Haar, das wellenförmig bis an den Gürtel herabfloß, und Unschuld, Güte und Sittsamkeit sprachen aus ihrer traurenden Miene. Sie erhob sich, als ich mit ihrem Vater in den Kerker trat, und machte eine tiefe Verbeugung. Er hat es überstanden, sagte sie zu ihrem Vater — Er ist in Freyheit. Und diese Worte sprach sie mit einem Tone, der in das Innerste meiner Seele drang. Ich stand sprachlos da, und konnte nichts als fühlen. Hier der Anblick eines Todten — das Gräßliche eines düsteren Kerkers; — dort die Engelsgestalt, die eine Gottheit selbst annehmen würde, wenn sie sich in einer sterblichen Hülle sichtbar machen wollte. Alles dieses machte den heftigsten Eindruck auf meine Seele. Nachdem ich mich von meinem Erstaunen etwas erhohlt hatte,

näherte ich mich dem Mädchen. Sie scheinen, Jungfer Sophie, fing ich an, sehr vielen Antheil an dem traurigen Schicksale dieses Unglücklichen zu nehmen.

Ja, mein Herr! erwiederte Sophie, ich nehme viel Antheil; es war ein sehr guter Mensch. Wenn Sie seine ganze Lebensgeschichte wüßten, so würden Sie ihn eben so sehr bedauern.

Ich. Sie werden mich sehr verbinden, meine Beste! wenn Sie mir nähere Nachricht von ihm geben wollen.

Sie. Morgen, mein Herr! sollen Sie Alles wissen. Er zeichnete seine Geschichte selbst auf, und gab sie mir als sein letztes Vermächtniß. Nun führte mich das gute Mädchen mit ihrem Vater auf ihr Wohnzimmer zurück, und die Ordnung und Reinlichkeit, die da herrschte, gab mir die edelsten Begriffe von Sophien.

Unterhalte mir einstweilen diesen Herrn da, Sophie! sagte der Schloßwärter; ich halte viel auf ihn, und er ist unser Gast. Ihm zu Ehren will ich morgen allen Gefangenen einen Braten geben; unterdessen will

ich die Küche durch unsere alte Muhme besorgen lassen. Bleib du da, und mache meinem Hause Ehre. — Hier begab sich der Schloßwärter fort. Sophie schlug mir einen Spaziergang im Garten vor. Es ist eine sehr schöne, mondhelle Nacht, sagte sie; kommen Sie mit mir! Unter Gottes freyem Himmel ist es besser zu seyn, als immer zwischen vier Mauern. Nun waren wir im Garten. Ganz am Ende des Gartens floß ein Bach vorüber; der Mond spiegelte in demselbem sein silbernes Antlitz; oberhalb rauschte eine Mühle, seitwärts standen hohe Lindenbäume, und verbreiteten ihren Schatten bis in die Hälfte des Baches. Rückwärts war ein Hügel, umzäunt mit wilden Rosenstauden, von da sah man in einen kleinen Kirchhof hinein. Hier war die Ruhestätte der Gefangenen. Außer einigen Blumen, die auf den Gräbern gestreut waren, war weder Stein noch Kreuz auf selben. Sophie heftete ihre Blicke auf diese Gegend, und sprach lange mit mir von Verwesung, Tod und Unsterblichkeit. Zu schnell verfloßen mir die Stunden in dem Umgange dieses holden Wesens. Man rief uns zur Mahlzeit; da saß ich an Sophiens Seite, und unterhielt mich mit ihr und ihrem Vater, bis spät in die Nacht. Zwey Tage blieb ich als Gast bey ihnen, aber den dritten früh mußte ich fort. Ich trennte mich

hart von diesem Redlichen, und eine Thräne in Sophiens Auge, ein warmer Kuß von ihrem Vater, verriethen auch, daß mich diese Redlichen nicht gleichgültig verließen. Kurz vor meiner Abreise gab mir Sophie die Geschichte des Unglücklichen. Ich schenke Ihnen hier ein Andenken, sagte sie, das mir theuer ist. Erinnern Sie sich zuweilen an des Schloßwärters Tochter von ***, an Sophien. — — Zuweilen! erwiederte ich — ewig will ich mich Ihrer erinnern. Da löste ich ihr ein rosenrothes Band aus ihrem blonden Haar, und bath sie, mir es zum Andenken zu schenken; Sie gab es mir, und eine freundschaftliche Umarmung war unser letztes Lebewohl. Seit der Zeit sah ich Sophien nicht mehr; hörte aber, daß sie bald an einen würdigen Mann, dem sie das Glück seines Lebens gemacht haben würde, verlobt war, allein sie erlebte den Trauertag nicht; sie starb einige Wochen vor der Heirath. Oft erhielt ich Briefe von ihrem lieben Vater, welcher der menschenfreundlichste Mann geworden, und der mir den Tod seiner Sophie in den rührendsten Ausdrücken schrieb. Gram und Wehmuth brachten den guten Mann bald auch in das Grab. Vergessen modern sie vielleicht Beyde in der unbekannt wilden Gegend, und vielleicht ist ihrem Andenken kein Grabmahl errichtet, als das in meinem Herzen.

Als ich Sophien verließ, unterhielt ich mich auf meiner Reise mit der Geschichte des Unglücklichen, die sie mir gab. Ich erbrach das Paquet, und fand folgende Lebensgeschichte aufgezeichnet.

Geschichte des Ferdinand R.

Du! wer du immer seyn magst, dem einst diese Geschichte unter die Hände kömmt, werde weise durch meine Fehltritte, und lerne die Menschen kennen, ehe dich die traurige Erfahrung überzeugt, wie böse manche unter ihnen sind. Zehn ganze Jahre schmachte ich hier in einem grauenvollen Kerker, und beweine Thorheiten, und bereue meine Fehler, aber zu spät für mich. Selten drang ein Strahl der aufgehenden Morgensonne durch eine kleine Oeffnung in meinen Kerker; selten breitete die Nacht ihre Herrschaft über die Erde; selten stieg eine Stunde aus der raumlosen Tiefe der Zeit, die mich nicht in Thränen fand. Thränen, Seufzer und Gram waren mein Loos, oft bethete ich zu der Gottheit um Erlösung, oft nur um eine einzige Men-

schenseele, der ich meinen Kummer klagen, mein Elend erzählen könnte: der Hang, sich mitzutheilen, wenn man leidet, liegt in dem Wesen unserer Natur. Der Unglückliche klagt den stummen Mauern sein Elend, und bittet gefühllose Steine um Mitleid. Endlich erbarmte sich die Gottheit meiner; in den Stunden des Grams und des Elends schenkte sie mir das gefühlvolleste Geschäft, die holdeste der Menschen-Seelen; des Schloßwärters Tochter, die gute Sophie, war meine Trösterin. Einem Engel gleich flößte sie Hoffnung in meine Seele, und erleichterte mir durch menschenfreundliche Sorge mein Schicksal. Oft weinte ich in ihren Armen; liebevoll trocknete mir das gute Mädchen die Thränen vom Auge, und flößte mir Zuversicht auf die Vorsehung und Standhaftigkeit im Leiden ein. Der Himmel soll ihr alle Güte verdanken, die sie mir erwies, und die Gottheit lohne ihr gefühlvolles Herz.

Sechs Jahre war ich bereits, abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft, in meinem Kerker. Außer dem Geklingel der traurigen Glocke in der Veste; außer der kläglichen Stimme des Uhu und dem Dohlen-Gekrächze, die sich in den hohen Thürmen meiner Nachbarschaft einnisteten, hörte ich sonst keinen Ton eines

lebenden Wesens. Man brachte mir täglich zur bestimmten Stunde mechanisch meine Mählzeit, und begab sich wieder maschinenmäßig fort, ohne zu reden, ohne zu fragen. Diese traurige Einförmigkeit war die größte Qual in meinem Elende, und freudig war der Augenblick für mich, wenn der große Schloßhund in einer Winternacht heulte, oder in Frühlingsnächten das Gelärm der kämpfenden Katzen auf den Dächern erscholl, und die Einförmigkeit meiner Lebensart störte. Sechs volle Jahre, wie ich bereits erzählt habe, war ich so elend, und sah kein lebendes Geschöpf außer dem Knecht des Gefangenwärters um mich, der doch kaum unter lebende Geschöpfe zu zählen war. Nach diesen in Kummer verlebten sechs vollen Jahren kam ungefähr eines Tages durch die obere Oeffnung meines Kerkers eine Taube zu mir. Sie war zahm, flog auf meinen Tisch, und pickte die Brodkrümchen zusammen, die naß von meinen Thränen waren. Wie angenehm mir der Besuch dieses Thieres war, kann ich nicht ausdrücken. Ich nannte das arme Thier meine Freundin, erzählte ihm mein Unglück, mein Leiden, und kettete mich mit den stärkesten Banden des Gefühls ganz an selbes. Es ging kein Tag vorüber, an welchem das gute Thier mich nicht besuchte, und die Sorge, die

ich fühlte, ist ohne Vergleich, wenn der arme Vogel zuweilen etwas später als gewöhnlich zu mir kam. Mein größtes Vergnügen war, mein Brod für meine kleine Freundin aufzusparen, und ihr einen Rest von meinen elenden Speisen zu lassen, um selber zu zeigen, wie dankbar ich ihr gern für ihre freundschaftlichen Besuche wäre.

Das Thierchen wurde jeden Tag zahmer, und manchmahl saß es lange auf meinen Schultern, und ruhete an meinem Nacken. Unglücklicher Weise war meine kleine Freundin an meiner Seite, als eines Tags des Schloßwärters Knecht in meinen Kerker kam. Als er den Vogel sah, fluchte er jämmerlich, und warf gleich mit einem Prügel nach ihm, daß das arme Thier todt zur Erde fiel. Ich war wie ein Rasender, ergriff den Knecht beym Hals, und hätte ihn erwürgt, wenn nicht auf sein entsetzliches Geschrey der Schloßwärter und die Uebrigen herbeygeeilt wären. Ich nahm die todte Taube zu mir, und entschlossen, eher zu sterben, als dieses arme Thier von mir zu lassen, rüstete ich mich gegen alle diese Kerls zur Gegenwehr. Ich hatte bereits einen großen Bengel erobert, den ich dem Gefangenwärters-Knechte abzwang. Es würde mir ohne Zwei-

fel sehr bös gegangen seyn, wäre nicht des Schloßwärters Tochter, Sophie, gewesen. Diese hörte den Vorfall, und hatte Mitleiden mit mir; sie besänftigte ihren Vater, und besänftigte mich, da sie mit dem zärtlichsten Ton Antheil an meinem Verhängnisse nahm. Beruhige dich, Freund! sagte sie, du sollst durch den Tod deiner Taube nichts verloren haben; nun will ich deine Freundin seyn, und dir zehnfach ersetzen, was dir dieser harte Mensch geraubt hat. Seit diesem Tage kam das Mädchen täglich zu mir; verschwätzte mit mir die langweiligen Stunden, und nahm ganz Antheil an meinem Kummer. Auf ihre Vorbitte bekam ich einen bessern Wohnort; auch zu Zeiten eine bessere Kost, denn Sophie ersparte mir von ihrem Munde manche Speise. Ich war diesem Engel ganz hold, und dankte täglich dem Himmel für ihr Daseyn, und bath mit Thränen im Auge die Gottheit um ihre Erhaltung. Sie weinte mit mir über den Tod der guten Taube und pflückte Rosen im Garten; sie zierte den todten Vogel mit Blumen, begrub ihn an einem Hügel, auf den ich aus meinem Kerker hinsehen konnte, pflanzte Rosenstöcke umher zu seinem Andenken, und baute ihm mit ihren Händen ein kleines Grabmahl aus Thon, worauf sie schrieb:

Ruhe, sanftes Täubchen, hier!
Gut bist du gewesen;
Ruhe, holdes, liebes Thier!
Ruhe sanftes Wesen!

Freundin der Empfindsamkeit,
Holde Abendröthe!
Deiner sanften Dunkelheit
Weih' ich diese Stätte.

Sophie war das beste Mädchen, das man unter der Sonne finden konnte; Wohlwollen und Menschenliebe zeichneten ihren Charakter aus; sie versüßte mir die bittern Stunden meiner Leiden, und für all ihre Sorge, für all ihre Liebe konnte ich ihr nichts als danken, denn ich war arm — gefangen — elend. Man möchte doch manchmal vor den Auftritten dieses Lebens zurückschaudern, wenn man denkt, wie grenzenlos elend manche Menschen sind. Leiden ist das Loos der meisten Sterblichen hienieden — Leiden und Sterben. Was ist doch der Mensch? — Eine wunderliche Frage — manchmahl leicht zu beantworten, und manchmahl unendlich

schwer. Heilige Vorsehung! Gutes, ewiges Wesen! dich will ich denken — dich, der du Güte bist, und alles Uebrige will ich vergessen, was hienieden um mich ist, und meine Seele kränket.

Der Unglückliche, der seine Geschichte aufzeichnete, hieß Ferdinand R***. Er war in einer Hauptstadt in Deutschland geboren; sein Vater war Sekretär am Hofe eines deutschen Fürstens; ein Mann, der immer in großen Häusern war, und den der Adel gern duldete. Ob die Gunst der Großen Glück oder Unglück für Ferdinands Familie war, soll die Folge entscheiden. Wenn sich die Achtung der Großen auf wahre Verdienste eines Mannes gründet, so ist diese Achtung Glück für den Rechtschaffenen; Unglück aber, wenn niedrige Schmeicheley, oder kriechende Niederträchtigkeit uns die Gunst der Reichen erbettelt. Unter die Günstlinge des Glückes von der zweyten Art war Ferdinand zu zählen.

Die Fortsetzung folgt.

(Fortsetzung.)

Geschichte des Ferdinand R.

Eine wahre Geschichte.

Er war ein ausgelernter Schmeichler; immer niedriges Lob auf seinen Lippen, immer Schmeicheley auf seiner Zunge. Er konnte sich beugen und schmiegen, konnte weinen und und lachen, scherzen und tändeln, schwätzen und plaudern, und war ein Pallastkünstler der ersten Art, der gleich wußte, ob der Wind von Norden oder Osten blies. Er war keiner Seele Freund; vergötterte den, der im Glücke war, und verfolgte den, den Miß Fortuna gestürzt hatte. Er lobte nichts, und schändete nichts für sich, was nicht Andere lobten und schändeten. Bey ihm ward der Tag zur Nacht, und die Nacht zum Tage, die Sonne kalt, und der Schnee

warm; wie die Sprache bey den Großen ging, so sprach er auch. Diese seine Fähigkeiten nannte man Politik, und die Kunstgriffe, derer er sich zu seinem Vortheile bediente, Routine. Niederträchtigkeit war bey ihm Gefälligkeit und Complaisance, Schmeicheley, Höflichkeit. Unter dem Ton der großen Welt verstand er Kabalen, Verläumdungen, Arglist, und unter der Art leben zu wissen, den schändlichsten Egoismus. Mund und Herz hatte bey ihm nicht die geringste Gemeinschaft miteinander; was sein Mund sprach, wußte sein Herz nicht, und was sein Herz dachte, sprach sein Mund nie. Er konnte eine Stunde lang mit Einem sprechen, ohne nach Verlauf dieser Stunde zu wissen, was gesagt worden ist. Er konnte loben und schänden mit der nähmlichen Gleichgültigkeit, und er sprach eben so kaltblütig, mein Freund brach den Hals! als er erzählte, vergangenen Dienstag ward Romeo und Julie aufgeführt. So war sein Charakter; durch diesen bildete er sich ein, sein Glück gemacht zu haben, denn er speiste täglich an den Tafeln der Großen, und erhaschte dort und da etwas zu seinem Vortheile. Dieser Mann nun wollte seinen Sohn Ferdinand eben so erziehen, wie er war.

Ferdinand war ein aufkeimender, guter Junge, und sein Vater hatte unendlich viel zu thun, bis er ihm seine Grundsätze beybrachte. Ich bitte dich, Ferdinand, sagte er oft, folge meinem Beyspiele, du wirst sonst in der Welt nicht fortkommen. Kette dich an die, die größer und reicher sind als du, und man wird dich in der Welt auch für etwas Großes ansehen. Sieh, ich befinde mich wohl, bin beliebt und gefürchtet, denn man weiß, was ich nützen und schaden kann.

Durch Verwendung der alten N. ward Ferdinand als Gesellschafter der jungen Herren des Grafen von R*** angenommen. Er war nun täglich unter dem Adel, und verdarb sein Herz bald so — aufgemuntert von seinem Vater — daß er keinen Menschen mehr dulden konnte, der nicht wenigstens Hoffnung hatte, Baron zu seyn.

Carl, der ältere Sohn des Grafen R***, war der Herzensfreund des jungen Ferdinand. Dieser erwuchs, und ward Besitzer der beträchtlichen Fidei-Commiss-Güter; Ferdinand war beständig um ihn; kein Geheimniß hatte Carl im Herzen, von dem Ferdinand

nicht wußte; bald ward er auch der Vertraute seiner Liebe.

In dem Dorfe zu N. lebte ein alter Greis. Dieser hatte eine einzige Tochter, die sich Anna nannte. Schön war sie und tugendhaft. Dieses gute Mädchen war die einzige Freude ihres alten Vaters, welcher der Besitzer eines kleinen Gütchens war, wo er seine letzten Tage verlebte. Er begleitete einst am Hofe eine bedeutende Stelle, entfernte sich aber in seinem Alter, als er sich zu schwach fand, seinem Fürsten weiters zu dienen. Da genoß er die seligen Freuden der Natur und die Wonne des Menschenlebens. Annette war um ihn, und verherrlichte ihm die angenehmen Tage. Das Alter dieses Mannes war einem heitern Abende gleich, an dem keine Wolke den Horizont trübet; herrlich wie die Sonne im Untergange, nahete sich dieser Edle der letzten Szene seines Lebens. Oft saß er am Morgen an der Seite seiner guten Annette im Laube, und lehrte sie den Werth der Tugend und der Redlichkeit. Das Mädchen schlang ihren Arm um des Greisen Nacken, und Thränen der Liebe träufelten aus ihrem Auge auf des Greises zitternde Hand.

O meine Tochter! sagte oft der alte Vater, könnte ich dich doch vor meinem Tode noch glücklich sehen! — — Annette liebte einen edlen Jüngling; er nannte sich Werner, und sie unterhielt sich oft mit ihrem Vater von ihrem Lieben. Werner, sagte der Alte, ist gut und edel, ich wünschte dir ihn zum Manne; unglücklich wirst du mit ihm nicht seyn. Weißt du was, Annette! Heirathe den Jüngling; er ist arm, aber was thut das zur Sache? Ich besitze so viel, daß ihr leben könnt. Gib mir die Freude, Mädchen! dich in den Armen der Liebe glücklich zu sehen. Annette umarmte ihren Vater, und nie war noch ein Kuß von ihr so feurig, als der, den sie ihm in dieser Stunde gab.

Mittlerweile eilte die Sonne zum Untergang; sanfte Weste kühlten die Fluren ab, und erhoben erfrischend die Blume, die traurig vor der sengenden Hitze ihr Haupt zur Erde senkte. Das Nachtveilchen öffnete ihren duftvollen Balsam in der Gegend umher. Die Thiere, die den schwülen Tag über ruheten, traten aus den Wäldern hervor, und weideten sich in den herrlichsten Auen, und die Vögel zwitscherten im Gebüsche, und sangen ihr Abendlied. Die muntere Amsel trillerte ihren abwechselnden Gesang und aufmerksam auf ihre Töne

stand der Landmann unter seiner niedern Schwelle, und kauete langsam sein schwarzes Abendbrod im Zirkel seiner spielenden Kinder. Werner eilte eben den hohen Berg herunter, und schon sah er Annettens Haus, als er, geflügelt von der Liebe, seine Schritte verdoppelte. Plötzlich hörte er in dem unweit entlegenen Walde den Ruf eines Menschen; es schien ihm, als wäre es das ängstliche Schreyen eines Verirrten. Schnell flog Werner der rufenden Stimme zu, und fand zwey junge Leute zu Pferde, die sich im Walde verirrt hatten. Freundschaftlich empfing er sie, und führte sie mit sich in das Haus seiner Geliebten, wo jeder Reisende gastfrey bewirthet wurde.

Geschäftig richtete bereits Annette ein ländliches Abendessen, und ihr ehrwürdiger Vater unterhielt einstweilen die Fremden im Garten. Werner saß bey seiner Annette, und genoß die zärtlichsten Stunden seines Lebens. Sie erzählte ihm ihres Vaters Absicht wegen ihrer Verheirathung, und wer war glücklicher als Werner. Die kleine Mahlzeit war bereitet, und man speiste im Garten. Annette spielte trefflich die Zither, und Werner an ihrer Seite die Flöte. Bis spät in die Nacht wurde geschmauset, und Annettens alter Vater wußte

selbst nicht einen Abend, der so vergnügt für ihn war, als dieser.

Endlich war es Zeit zur Ruhe. Werner führte die Fremden auf ihr Zimmer, und verließ sie. Annette ging zur Ruhe, und träumte von dem vergangenen Abende. Werner lag schlaflos auf seinem Bette, und verzögernd war jede Stunde für ihn, weil er seinen Brauttag ungeduldig erwartete.

Die Fremden saßen noch wach auf ihrer Stube. Als Alles ruhig war, fing Karl zu Ferdinand an, — denn diese waren die Verirrten. — Du mußt doch gestehen, Ferdinand! daß die Tochter dieses Hauses ein liebenswürdiges Geschöpf ist.

Ferd. Gewiß, Eure Exzellenz! ich sah nicht bald so ein artiges Mädchen.

Karl. Ich hätte Absicht auf dieses Mädchen. Glaubst du wohl, daß etwas zu machen wäre?

Ferd. Warum nicht, Euer Exzellenz?

Karl. Aber der verfluchte Kerl von Werner —

Ferd. Was thut der zur Sache?

Karl. Und der Alte — was würde der für ein Paar Augen machen? —

Ferd. Was soll er thun? — Was mag er thun? Er ist ein unbedeutendes Ding. Was kann er gegen Euer Exzellenz, der Sie bey Hofe angesehen, und mächtig sind?

Karl. Kann ich auf deine Freundschaft zählen?

Ferd. Auf mein Leben, Euer Exzellenz! Sie wissen, daß ich Ihnen in jeder Gelegenheit zu Befehl stehe.

Karl. Wie ist aber die Sache anzugehen?

Ferd. Das muß überlegt werden, Euer Exzellenz!

Karl. Aber, Ferdinand! ist die Sache nicht ein wenig unedel? Wir werden hier so freundschaftlich aufgenommen, so gastfrey bewirthet — und — — —

Hier hätte Ferdinand wohl Gelegenheit gehabt, das wankende Herz des jungen Grafen zur Rechtschaffenheit zurück zu führen; allein er war ein niedriger Schmeichler, der jede glimmende Leidenschaft anfachte, anstatt ihr entgegen zu arbeiten. Er machte eine tiefe Verbeugung. Euer Exzellenz, fuhr er fort, sind Graf; groß und edel macht Sie schon Ihre Geburt, Alles, was Sie immer thun, muß groß seyn, und keine That kann Ihren Adel erniedrigen. Was sind diese unbedeutende Geschöpfe gegen Euer Exzellenz?

Ferd. Aber wie ist die Sache anzustellen?

Karl. Lassen Sie mich machen; es soll Alles gut werden. Morgen geben Sie sich zu erkennen, wer Sie sind, und laden den jungen Werner auf ihr Landgut; der Alte, wenn er will, kann auch mitkommen. Schlafen Sie ruhig — Annette soll Ihnen seyn. —

So sprach er, und über das boshafte Unternehmen brütete Ferdinands Herz, und der Schlaf schloß die Augen des Bösewichts in diesen Gedanken. Der Morgen graute, und Ferdinand war schon auf. Er ging in den Garten, und hauchte frische Morgenluft ein. Ein Zufall führte ihn Annettens Zimmer vorüber, die noch im Morgenschlummer auf ihrem Ruhebette lag. Leicht war ihr Schlaf, und sanft ihr Athemzug. Eine Röthe, wie die, die das Blatt der Frühlings-Rose decket, war auf ihren Wangen verbreitet. Ihr Haupt lag gesenkt auf ihren Arm, der halb über das Ruhebette herabhing, wie die Blüthe am Jasminstrauch. Ein leichter Schleyer deckte ihren unschuldigen Busen, und die heitere Zufriedenheit der Tugend lag auf ihren lächelnden Lippen. Da stand Ferdinand, und sein Herz machte ihm Vorwürfe über seine boshaften Entschlüsse. Dich, gutes Mädchen! fing er an, dich soll ich zum Opfer eines Wollüstlings machen? — Dir, holdes Geschöpf! soll ich Ruhe und Zufriedenheit rauben? — dich aus den Armen des Geliebten reissen — deinen alten Vater unglücklich machen — — nein, das kann ich nicht. Gott im Himmel! warum mußte ich in Pallästen erwachsen, warum erzogen werden, um ein niedriger Schmeichler der Großen zu seyn! —

Hier kämpfte das letzte Gefühl des Guten in Ferdinands Herzen. Bald entschloß er sich, den Grafen zu verlassen; bald änderte er wieder seinen Entschluß. Die Stimme der Tugend war zu schwach, der Zuruf der Menschenfurcht übertäubte ihre sanfte Töne. In diesem Zustande war Ferdinands Seele, als ihn Graf Karl überraschte. Nun, wird Annette mein? sagte er.

Ferd. Verzeihen Euer Exzellenz —

Karl. Wie! wankest du — sollst du —

Ferd. Euer Exzellenz — —

Karl. Niedriger! hast du vergessen, was du mir schuldig bist? Hängt nicht dein ganzes Wesen von mir ab? Ich zertrete dich, wie ein Insekt, wenn ich will. Ha! Nun ist es Zeit, daß du den Gewissenhaften spielst, Gleißner! der du bisher immer jede meiner Leidenschaften befriedigtest. So sprach Karl, und Ferdinand zitterte wie das Laub einer schwachen Espe im Sturm.

Ich habe Vieles gethan, ja Vieles erwiederte er, worüber ich in meiner Seele erröthen muß; aber lassen Sie die üblen Thaten, die ich gethan habe, die letzten

meines Lebens seyn, und verschonen Sie mich mit ferneren Aufträgen. Bey diesen Worten fiel Karl um Ferdinands Hals, überhäufte ihn mit Thränen, nannte ihn seinen einzigen Freund, that ihm die glänzendsten Versprechen, und Ferdinands schwache Seele war nun ganz wieder die Dienerin von Karls Gelüsten.

Nach einem kleinen Frühstücke und kurzem Gepränge des einmahl nöthigen Ceremoniels begaben sich die Fremden fort, und Werner und Annette kannten nun keine andere Beschäftigung, als die ihres Glückes sich zu vereinigen.

Karl war auf seinem Schlosse, und Annettens Bild folgte ihm unaufhörlich nach. Ich kann ohne dieses Mädchen nicht mehr seyn, sagte er; ich will, ich muß sie besitzen. Doch welche Rechte habe ich auf ihre Liebe, da sie ganz für Wernern lebt? Doch — bin ich nicht so gut als Werner? habe ich nicht Ansehen, Macht und Reichthum? — Ja, ich besitze dieses Alles; aber kann ich mir um alle diese Schätze Annettens Herz kaufen? Warum nicht? Sie muß mein seyn — Doch fort mit diesem Gedanken! Liebe und Gewalt vertragen sich nicht. Die Herzen der Menschen

sind nicht in unserer Gewalt; Liebe wird durch Liebe erworben. Allein wie kann ich das? — Soll ich Annetten zum Weibe nehmen, mein altes Geschlecht entehren, mich vor der Welt lächerlich machen? Nein, das kann nicht seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung.)

Geschichte des Ferdinand R.

Eine wahre Geschichte.

Meine Beyschläferin mag sie wohl werden, aber nicht mein Weib. So träumte der gefühllose Schwärmer, und machte Entschlüsse in seinem Herzen, um Annetten in seine Gewalt zu bringen.

Die Liebe ist die sanfteste der Leidenschaften, aber sie ist auch die gefährlichste. Des Menschen Herz verläßt bald das unsträfliche Gefühl, und niedrige Lüsternheit tritt an die Stelle der wahren edlen Empfindung. Unbemerkt brennt das Feuer in unsern Adern, und macht uns selbst zum Opfer unserer Begierden. Anfangs sieht man die Sache für unbedeutende Tändeley an, für eine kleine Galanterie, aber unter dieser unbedeutenden Larve schleichet sich das Laster ins Herz. Man

findet Widersprüche, Hindernisse in seinem Verlangen, und stufenweise steigt man immer niedriger zum Verbrechen herab. Anfangs war man nur Freund, endlich wird man Liebhaber, vom Liebhaber Verführer, vom Verführer ein Schänder der Unschuld, ein Störer der menschlichen Glückseligkeit; manchmahl auch Räuber, Mörder — in wirklich oder sinnlichem Verstande.

Heiliges Gefühl! du edelstes aller Gefühle! Warum bestehest du so wenig in unserm Herzen in deiner ganzen Reinheit? Niedrige Gelüste! was seyd ihr gegen die sanfteste aller Empfindungen! Liebe, du Tochter Gottheit! wo ist der Sterbliche, der dich kennt? — —

Für Wernern war jeder Tag ein Tag der Freude. Er liebte seine Annette, und rein und unschuldig war das Gefühl seiner Liebe. Jede Stunde schlich traurig im Kreise der langweiligen Zeit hin: endlich kam der Tag, den Annettens Vater zur Hochzeit bestimmte, immer näher. Morgen, sagte Annette, wirst du mein seyn, Werner! — Morgen? erwiederte Werner; warum nicht schon heute? Wie viele Hindernisse liegen oft nicht

hinter einer einzigen Stunde — o wären sie vorüber diese Stunden, Annette! so hätte ich nichts mehr zu fürchten! — — Was fürchtest du denn? Werner! sagte Annette. — Dich zu verlieren; denn wer liebt, der sorgt ja immer. Du bist mir zu theuer — dein Besitz ist zu viel Glück für mich, als daß ich nicht zittern sollte, alle die glänzenden Absichten zu verlieren. Eine Thräne fiel bey diesen Worten aus Werners Auge, und sein Herz ahnete und pochte.

Es ist etwas in der Natur, das den empfindsamen Seelen die Annäherung unglücklicher Zufälle verkündigt. Dieses Etwas wird Ahnung genannt, und ist noch für sehr Viele ein Räthsel. Daß es aber ist, ist nur zu gewiß. Es liegt in der Natur des menschlichen Wesens — liegt in uns selbst; aber die Philosophen der Zeit werden es nie erklären; nur dem ist dieß Räthsel erklärbar, der den innern Sinn des Menschen kennt, und die Sprache versteht, die keine Worte zur Erklärung braucht.

Werner ahnete etwas Trauriges, seine Seele war gedrückt. Traurig senkte er sein schlafloses Haupt auf seine Hand, und saß noch wach am Fenster, als

schon die Stunde der Mitternacht vorüber war. Der Mond glänzte hell, und die Sterne funkelten am Himmel. Ein kühlender West säuselte durch das Laub und die Frösche quackten im Teiche. Plötzlich hörte Werner ein Geräusch — es lispelte etwas leise im Garten — er horchte; es ward wieder still. Nach einer Weile hörte er gehen; man kam an seine Thüre — er wollte hinaus; aber es war ihm unmöglich; die Thüre war verriegelt. Werner'n wurde die Sache verdächtig, er lief zum Fenster, der Lärm wurde größer, er hörte Annetens Stimme; sie rief um Hilfe. Werner ergriff sein Schwert, kletterte an dem Weingeländer zum Fenster hinab, und eilte der jammernden Stimme zu. Er sah einige Menschen, sah Annetten ohnmächtig in den Armen eines Räubers, der sie entführen wollte. Wie ein Löwe fiel Werner auf den Böswicht ein, und ein Schwertstreich stürzte den Schändlichen zu Boden. Er sank, und die Übrigen ergriffen die Flucht, wie feige Böswichter, die das Gewissen verfolgt, und das Unrecht ihrer Thaten. Annette erholte sich wieder, und es entdeckte sich bald, daß Graf Karl R. der Entführer war. Er lag röchelnd in seinem Blute, und öffnete sein Auge nicht mehr, die Sonne zu sehen, die bereits am Horizont aufging. Die Sache wurde kundbar; Ferdinand, des Grafen Freund,

wurde zur Verantwortung gezogen. Auf ihn allein fiel das ganze Verbrechen, ihn beschuldigte die Familie des Todes des Grafen. Er wurde ins Gefängniß gesetzt, und ungeachtet seiner Vertheidigung auf sein Lebelang in die Veste verurtheilt, wo er starb.

Annette, so viel Ferdinand noch Nachricht in seiner Gefangenschaft erhalten, ward noch glücklich an Werners Seite, und diese Nachricht von ihrem Glücke war der einzige Trost des armen Gefangenen

---

Erfahrung und Uebung bilden den Künstler; Erziehung und Umstände den Menschen. Der, der immer in den Armen des Glückes war, der immer in Frühlingsgegenden wanderte, nie eine trübe Wolke am Horizont sah, nie die stürmischen Wogen des Oceans brausen hörte, der hat von den Schrecknissen der Natur keine Begriffe. So geht es dem Menschen, der im Schooße des Ueberflusses groß wächst. Er kennt die drückenden Bedürfnisse seiner Mitbrüder nicht, wenn nicht eine wohlthätige Erziehung sein Herz mit den Unfällen der Menschheit bekannt gemacht hat.

Ein reicher Mensch, der keine Erziehung hat, ist stolz und hart, weil er die wahren Verdienste nicht kennt, und weil Armuth die Hälfte der Menschen zu seinen Sklaven macht. Er ist hart, weil er vom Mitleid nichts weiß, nicht weiß, was Erwerben, was Leben ist. Unbegränzt ist seine Selbstliebe, unbegränzt sind seine Begierden; er ist ein wilder Mensch von der zweyten Art. Sein Geld erwirbt ihm Schmeichler; man verkauft ihm das Gewissen, die Tugend — was soll endlich aus diesem Menschen werden? — Der Reiche, der keine Erziehung hat, verräth sich bald. Er hat keine Achtung für die Menschheit — er ist nur Alles für sich selbst. Er ist das, was seine Begierden aus ihm machen — gut aus Stolz, und großmüthig aus Hoffarth — menschenfreundlich aus Schwachheit.

Grundsätze.

Beleidige einen solchen Menschen nicht, denn sein Haß ist unversöhnlich! Traue nie auf Versicherung seiner Freundschaft, denn er ist der Freundschaft nicht fähig, er sucht keinen Freund, sondern nur Schmeichler seiner Begierden. Seine Freundschaft fängt mit der Begierde an, und endet sich mit ihrer Befriedigung.

Widersprich ihm nicht, denn sein Stolz verträgt keinen Widerspruch. Zwingt dich die Pflicht, ihm zu widersprechen, so thue das mit solcher Bescheidenheit, daß deine Verneinung nicht den Schein des Widerspruchs hat. Lasse dich nie von solchen Menschen zum Werkzeuge ihrer Begierden brauchen, denn über lang oder kurz wirst du das Opfer ihrer Thorheiten werden. Sucht so ein Mensch etwas bey dir, das in deiner Macht steht, ihm zu thun, ohne die Tugend zu verletzen, so säume nicht, gegen ihn gefällig zu seyn; aber rechne nie auf seine Dankbarkeit. Liegt das Glück deines Nebenmenschen in seinen Händen, so suche ihn nicht durch Mitleiden zu bewegen, sondern bediene dich seines Stolzes, und mache seinen Hochmuth zum Werkzeuge des Guten.

Es gibt eine sehr falsche Meinung unter den Menschen, wodurch die Meisten glauben, die Gunst der Reichen und der Großen an sich zu ziehen; diese Meinung besteht in Niederträchtigkeit und Schmeicheley; allein Niederträchtigkeit und Schmeicheley sind nicht die wahren Wege; sie heben vielleicht den Günstling des Glücks auf den Gipfel; aber er fällt nur desto tiefer herab.

Begegne jedem Menschen mit Achtung; folglich auch den Großen und Reichen. Suche jedem Menschen etwas Gefälliges zu erweisen, und schließe den Großen und Reichen davon nicht aus. Wenn du einem etwas Gefälliges erweisest, zähle nie auf Dankbarkeit, und es wird dich die Undankbarkeit der Reichen nicht schmerzen. Sey aufrichtig gegen Jedermann, und schmeichle keinem; rede aber mit Anstand und Bescheidenheit. Lerne die Sprache der Menschen kennen, und beleidige ihre Schwäche nie; dringe keinem Andern deine Meinung auf, und sey nie ruhmredig von dir selbst. Lasse bey jeder Gelegenheit den Andern den Werth seiner guten Eigenschaften fühlen, und lerne das Lob ertragen, wenn du in der Gelegenheit bist.

Im Umgange mit Großen und Reichen sey höflich, mäßig und klug; belästige sie nicht mit vielem Begehren, und wenn du begehrst, verlange nichts, als was billig und gerecht ist. Hast du die Gunst eines Großen, so mißbrauche sie nicht. Begehrst du etwas, so begehre mit Ehrfurcht, ohne lästig zu seyn, und zu rechter Zeit. Sey dankbar, und zeige, daß du ein Herz besitzest, das Wohlthaten fühlt. Rühme dich der Gunst der Großen nicht, damit du keinen Neid erweckest. Sey herablassend

gegen den Geringsten, und beschäftige jeden mit Wohlthun, wenn du kannst, so wird dir nichts Uebels begegnen. Wenn du die Wahrheit sagst, so sage sie mit Klugheit, und zeige, daß du nicht aus Stolz, sondern aus wahrem Interesse des Andern sprichst. Vergiß nie das äußerliche ehrfurchtsvolle Betragen gegen Jedermann, die Schonung der Schwachheiten deines Nächsten, die kleinen Gefälligkeiten, die uns so gern die Herzen eigen machen; — — und Menschen werden dir gut seyn. Sey gerade in deinen Handlungen; hange von ganzer Seele deinem Fürsten an, und liebe dein Vaterland. Sey herablassend gegen den Niedrigen, freymüthig gegen den Großen, und lasse dich in keine niedrige That ein. Sieh Jedem mit heiterem Auge ins Gesicht, sey kein Schmeichler und kein Bückling, aber auch kein toller, unruhiger Kopf, und kein Reicher wird dich mißbrauchen, — du wirst nie das Opfer solcher Thorheiten, wie Ferdinand, seyn.

Der Fähnrich und der Greis.

Es saß ein kranker armer Greis
Am Ecke einer Brücke.
Sein Haar, das war wie Silber weiß
Und freundlich seine Blicke.

Auf seiner Stirn' saß Redlichkeit
Und heiteres Vergnügen;
Der wahre Lohn der Ehrlichkeit
Lag in den guten Zügen.

Man sah in seiner groben Hand
Der Arbeit tiefe Schrunden.
Er diente einst dem Vaterland'
Und hatte manche Wunden.

Nun war die thät'ge Lebenszeit
Für diesen Mann vorüber:
Sein Lohn war Noth und Dürftigkeit;
Doch war sein Aug' nicht trüber.

Er saß; ein Stückchen schwarzes Brod
War seine ganze Speise.
Er kaute es, und dankte Gott
In seinem Herzen leise.

Ich sah den Mann, mein Busen schwoll,
Und eine heiße Thräne
Fließt aus dem Auge ehrfurchtsvoll,
So oft ich sein erwähne.

Es kam ein junger Edelmann
Auf seinem Gaul geritten:
Demüthig sprach der Greis ihn an,
Und wollt' um etwas bitten.

Doch fühllos war des Junkers Sinn,
Sein Herz war hart. — Abscheulich!
Er schlug gar mit dem Stock' auf ihn,
Und fluchte derb und gräulich.

Das sah ein junger Offizier;
Ihn ärgert dieß Betragen.
Was, Himmel! Junker! habt ihr hier
Mit diesem Mann zu sagen? —

Der Junker aber hörte kaum,
Und wollte eilends weiter:
Der Fähnrich fiel dem Pferd in Zaum,
Und packte fest den Reiter.

Ihr sollt — so fing er zornig an —
Ihr sollt, bey meiner Seele!
Gebt ihr nicht gleich dem armen Mann',
Hier nicht mehr von der Stelle.

Was glaubt ihr, Junker! welches Recht
Rechtfertigt dieß Betragen?
Vom Adel seyn, und handeln schlecht,
Das will nicht Adel sagen.

Glaubt ihr, es ist euch all erlaubt?
Der Adel macht nicht größer.
Die That, und dieses Greisen Haupt
Ist hundertmahle besser.

Jetzt bittet diesem Menschen ab!
Und stellt ihr euch entgegen,
So findet ihr hier euer Grab! —
Da zog der Mann den Degen.

Der Junker rückte seinen Hut,
Bath zitternd um Vergeben.
Laßt doch die Sache, sprach er, gut,
Und schenkt mir nur mein Leben!

Das Leben, Junker! schenk' ich dir,
Wer wollte mit dir raufen?
So sprach der junge Offizier,
Und ließ den Junker laufen.

Er nahm sein ganzes Taschengeld
Und gab's dem armen Greisen.
O wär' ich reicher, sprach der Held,
Ich wollt' dir Dank beweisen.

Geburt ist nur des Glückes Loos;
Es gibt verschiedne Fälle.
Nur wahre Thaten machen groß,
Und adeln unsre Seele.

Der Narr schätzt Menschen nach dem Geld,
Und ehrt des Goldes Klumpen.
Der arme Greis war doch ein Held,
Und ging er gleich in Lumpen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl <<von>>,

Schriften

Bd.: 19

Wien 1831

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 211-19/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341849-8